43

1478

43
1478

43
1478

34 B

FRIEDERICH II.

Die Lebensrettungen

Friedrichs des Zweyten

im siebenjährigen Kriege

und besonders der

Hochverrath des Barons von Warkotsch

aus Originalurkunden dargestellt

von

C. D. Küster,

Consistorialrath und ehemaligem Staabs = Feldprediger.

Mit dem Bildnisse Friedrichs des Zweiten.

Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

Berlin,
in Carl Matzdorffs Buchhandlung 1797.

Div. 3162

Die Lebensrettungen

Friedrichs des Zweyten

im siebenjährigen Kriege

und besonders der

Hochverrath des Barons von Warkotsch

aus Originalurkunden dargestellt.

Ihro Königlichen Majestät

der

verwittweten Königin

Christine von Preußen

allerunterthänigst gewidmet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allerdurchlauchtigste
Großmächtigste Königinn,
Allergnädigste Königinn!

Ew. Königl. Majestät haben meinen ersten Versuch einer Geschichte der Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten so huldreich aufgenommen, daß ich es wohl wagen darf, Allerhöchstdenenselben auch die zweyte Auflage eben dieses Buchs allerunterthänigst zuzueignen.

Die seitdem vorgefallnen, wichtigen und zum Theil traurigen Begebenheiten sind neue Beweise von der alles leitenden Vorsehung, die in den Schicksalen des großen Königs so sichtbar ist. Besonders lehrten es die Be-

freiung unsrer Königl. Helden aus den Gefahren eines ruhmvollen Krieges und die Erhaltung Allerhöchstdero thätigen Lebens bei so manchen traurigen Erwartungen und Erfahrungen in dieser Zwischenzeit.

Nichts ist daher aufrichtiger, als der Wunsch, daß Ew. Königl. Majestät solcher Bestätigungen noch recht viele erleben, und meine geringen Beyträge zu Unterhaltungen dieser Art einiges Beifalls würdig finden mögen! Denn immer bleibt dies der beste und edelste Lohn eines alten treuen Dieners, der sich mit tiefster Ehrfurcht nennt

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigst treuer Knecht

Küster.

Magdeburg, 1797.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Noch ist es Zeit, die Geschichte des großen Königs zu berichtigen, und reine Wahrheit auf die Nachwelt zu bringen; denn noch leben viele seiner Zeitgenossen, welche Zeugen seiner Thaten, Freuden und Widerwärtigkeiten gewesen sind. Eilet man nicht, so wie es Herr Nicolai gethan, aus dem Munde zuverlässiger Gewährsmänner das Wahre kritisch zu hören, so wird das Leben des großen Mannes in vielen Stellen durch Erdichtungen verunstaltet werden. Das Heer der Geschichtscopisten wird einander ausschreiben, und die Begebenheiten werden in falschem Lichte erscheinen.

Um dieser Geschichtssünde zuvorzukommen, ist nur Ein Mittel. Dieses besteht darin: daß Freunde der Vaterlandshistorie fortfahren, einzelne erhebliche Thaten und Lebensbegebenheiten des Königs, welche noch im Dunkeln stehen, aufzuklären. So hat unter andern ein Unbekannter unter dem Namen eines preußischen Feldpredigers kürzlich Berichtigungen über manches Irrige in den Briefen eines preußischen Officiers gegeben, und das ganze zweite Stück des 99sten Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (1791) giebt viele lesenswürdige Erweiterungen und Zurechtweisungen zu des Herrn Ritter von Zimmermann Fragmenten über Friedrich den Großen. Auf eine ähnliche Art wird diese Aufhellung dadurch am besten bewirkt werden, daß die noch lebenden Männer, welche denkende Lebensgefährten des Königs gewesen sind, entweder selbst, oder durch eine gute Feder, wichtige Stücke der Spezialgeschichte des großen Mannes ohne Wortprunk niederschreiben: ihre Geschichte andern noch lebenden Zeitgenossen des Königs zur Einsicht, Erweiterung und Berichtigung mittheilen, und dann erst, mit Anführung ihrer Autenticität, drucken lassen; oder an die Berlinsche Akademie der Wissenschaften, als einen zu untersuchenden Beytrag,

in das Archiv der vaterländischen kritischen Geschichtskunde niederlegen. Der alles Gute so gern befördernde erleuchtete hohe Chef wird gewiß gern veranstalten, daß wichtige historische Fakta näher untersucht, und das Wahre mit dem Stempel der Zuverlässigkeit bedruckt werde.

Zur Niederschreibung der nachstehenden Bogen bin ich ganz unerwartet aufgefordert worden. — Denn, da ich in dem Bruchstücke des Kampagnelebens eines preußischen Feldpredigers 2te Auflage, 8. Berlin 1791 in Karl Matzdorffs Buchhandlung, des Warkotschen Hochverraths gedacht hatte; über diese Darstellung aber Aufklärungen und Berichtigungen verlangt wurden; so sahe ich mich gedrungen, zu den ersten und sichersten Quellen einer zuverlässigen Geschichtserzählung zurückzugehen. Diese sind: theils noch lebende Augenzeugen, theils unwidersprechliche Handschriften. Daß und wie ich diese zwey historischen Führer gewissenhaft gebraucht habe, wird der Leser im Nachstehenden sehen.

Ich finde mich befriedigt, wenn man das gütige Urtheil spricht: daß ich einen geringen Stein zum Tempel der wahrhaften Geschichte des grossen Königs mühsam herbeygetragen habe. Verdenken wird man es mir nicht, wenn ich oft mit

großer Wärme von seinen Thaten spreche; denn da ich als reformirter Staabsprediger im Gefolge des heldenmüthigen und menschenfreundlichen Markgraf Karls oder im Hauptquartiere des großen Königs einer der Lehrer des Heldenheeres gewesen, welches er selbst anführte, so war es sehr natürlich, daß meine ganze Seele mit Achtung und Liebe für ihn erfüllt wurde. Er war einer von den großen Männern, welche in mancher Rücksicht gewinnen, wenn man ihre Geisteskräfte und Thaten in der Nähe sieht. Er war zwar nicht von Mängeln frey, aber seine Feinde vergrößerten solche. Und wenn man sie unpartheiisch in der Nähe sahe, so verkleinerten sie sich.

Daß ich auch als innigst überzeugter Gottesverehrer spreche, bedarf, wie ich hoffe, keiner Vertheidigung; denn jeder rechtschaffne Landesbewohner hat nur zwey Hauptgegenstände seiner ehrerbietigsten Liebe: Gott im Himmel, — und dem schätzenswürdigen Landesherrn auf Erden. — Jenen kann man allezeit vertheidigen, weil er ohnfehlbar ist, und diesem muß man das Wort immer da reden, wo es mit Beystimmung der Wahrheit möglich ist.

Da diese Bogen auch von jungen Preußischen Officieren werden gelesen werden, so ist manche

historische und moralische Bemerkung mit eingewebt, welche sie mit dem Geiste des alten preußischen Heeres bekannt macht.

Edeldenkende Lehrer an Kadettenkorps, welche, wie billig, das Denksystem künftiger Helden früh zu edlen Thaten lenken und anfeuern wollen, werden hier Stoff und Wink zu manchen wichtigen Ermunterungen und Warnungen finden. Dürfte ich etwas rathen und um etwas bitten, so würde es dieses seyn:

Daß sie es für die Veteranen ihrer Zöglinge zu einer philosophischen, historischen und rhetorischen Uebung machten, die richtigen Begriffe von Friedrichs militairischer Seelengröße, — Seelenstärke, — die daraus entstehende Tapferkeit, — Standhaftigkeit und Erhabenheit im Denken, Handeln und Leiden zu entwickeln.

Denn wenn sie jeden dieser gefundenen Begriffe mit einem Belage aus der Lebensgeschichte des großen Mannes erweisen; so werden sich ihre Begriffe aufklären, berichtigen und sie zur Nachahmung angefeuert werden.

Sind diese Uebungen auch anfangs sehr unvollkommen; so wird sie doch mancher edler Jüngling auf den künftigen Stuffen seines Offizierstandes vervollkommnen.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Gegenwärtige Schrift hat, wie es leicht zu erwarten war, neben manchen Beweisen des Beifalls, auch manchen Widerspruch gefunden. Der Letztere ist theils ungegründet, theils auf Nebendinge gerichtet, und hat mehr eine Erweiterung und Bestätigung, als eine Berichtigung und Widerlegung herbeigeführt. Einige Worte mit meinen — Gegnern werden dies näher entwickeln. Denn wenn

1) ein Ungenannter im Jahre 1792 zu Grottkau eine sogenannte Beleuchtung der bisherigen und besonders Rüsterschen Darstellung der Warkotschen Verrätherei gegen den König Friedrich II. herausgab, so hat dagegen der ebenfalls mir unbekannte Verfasser eines

Briefes aus Frankfurt am Main vom 30sten December 1792 erinnert:

a) daß er den Verfasser sehr genau kenne und wisse, wie er seine Handschrift schon ein halbes Jahr vor dem Druck in vielen Gesellschaften Schlesiens bis zum Ueberdruß und ohne Beifall vorgelesen habe, und daß er sich gerne nennen wolle, wenn es auch diesem Schriftsteller gefiele, ein gleiches zu thun;

b) daß seine — Ausfälle gegen mich unter der Würde eines Wahrheitsforschers wären;

c) daß seine Quellen keine andere als die meinigen seien, und seine Erweiterungen nichts Neues, Wichtiges oder Belehrendes enthalten.

Dies ist der Hauptinhalt erwähnter Würdigung dieses ersten Angriffs, die hier vollständig darzulegen, zu weitläuftig seyn würde, so sehr sie es auch wegen des dabei bewiesenen Fleißes und Scharfsinns verdiente. Ich begnüge mich denn damit, meinem anonymen Vertheidiger bey dieser Gelegenheit öffentlich zu danken, und gehe nun zu einem neuen Gegner über. Das ist

2) der ehemalige junge Postschreiber und

jetzige Rathmann Lehmann zu Wünschelburg in Schlesien. Wenn dieser

a) versichert, daß nicht eheliche Liebe, sondern innere Ueberzeugung und Gewissensdrang ihn zur Religionsveränderung gezwungen haben, so nehme ich dies gerne an; da nur ein jeder selbst über die Moralität der Beweggründe zum höchst wichtigen Schritte einer Religions-Veränderung entscheiden kann. Ich habe deshalb in dieser neuen Auflage die, aus dem Schreiben eines angesehenen und ihn genau kennenden Mannes ge nommne Aeußerung weggestrichen. Dies ist eine Gerechtigkeit, welche ich ihm schuldig war. Was aber

b) seinen mit dem Hochverräther gehabten Zwist betrift, so ist die beglaubte Nachricht, welche die noch lebende rechtschaffene Frau Postmeister Stiller auf Veranlassung des oben erwähnten Vertheidigers ausgestellt hat, mit der mir vom Herrn Lehmann schriftlich gegebenen Freistellung abgedruckt und in die Erzählung als ein nöthig es Aktenstück verwebt worden.

3) Ist es von einem Recensenten mit bittrer Anzüglichkeit getadelt worden, daß ich zu oft das Auge des Lesers auf die über Friedrich wachende Vorsehung hinweise. Allein, wo hätte man zu solchen Winken wohl nähere Veranlassung, als hier? Der gerettete König sagte ja selbst zu dem Kappel: Das kömmt nicht von ihm, das kömmt von einer höhern Hand! Und wenn sich eben dieser Königl. Held durch so unbegreifliche, aber glücklich ausgeführte Märsche endlich solch ein Zutrauen bei seinen Kriegern erwarb, daß sie muthvoll und unbedenklich folgten: wie sollte nicht die Erfahrung von einer weisen Weltregierung vor allem andern geschickt seyn, in den Beschwerden und Gefahren des Krieges uns mit Muth und Entschlossenheit zu erfüllen? Am schicklichsten sind aber solche Ansichten der Weltbegebenheiten in dem Leben eines Philosophen, dem die Vorstellungen von Gott und seiner Regierung stets gegenwärtig waren. Ich verweise daher einen jeden, dem meine Behandlungsart der Geschichte von dieser Seite nicht gefällt, und dem, durch die öftere Beziehung auf die Vorsehung, die Würde des Königs zu verlieren scheint, auf dessen religiöse Gedanken, die im 6ten Theile des Officier-

lesebuchs, Pag. 185 u. f. (Berlin, in Karl Matzdorffs Buchhandlung) zu finden sind.

Noch darf ich meinen obigen unbekannten Recensenten auf die Recension dieses Werks in der Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung vom Februar 1793, Seite 257. 258. und 259. verweisen.

Wie gern ich übrigens jede Gelegenheit zur Verbesserung dieser Schrift benützt habe, wird dem aufmerksamen und billigen Leser von selbst einleuchten.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht der Gefahren, in welchen sich der preußische Staat und das Leben des Königs im siebenjährigen Kriege befunden haben.

Die Veranlassung zum 7jährigen Kriege und seiner vorangegangenen Siege.

So weit die Geschichte der Vorwelt reicht, sind verhältnißmäßig noch nie so zahlreiche Heere mehrerer Mächte gegen einen einzelnen Staat ins Feld geführt worden, als man im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich gerüstet ausrücken sahe. Zwar haben sich schon in der Vorzeit der Kaiser, und fast alle europäische Mächte, gegen Frankreich und die Türken verbündet. Aber in welchem Verhältnisse steht Frankreich und der türkische Staat gegen den Flächeninhalt und die Volkszahl der kleineren preussischen Monarchie? Es bleibt also dem preußischen Heere der unsterbliche Ruhm, daß es bei minderer Stärke längern Widerstand geleistet, und mehr Siege erfochten hat, als die tapfern Franzosen und

Türken, unter ähnlichen Umständen, in ihren alten Kriegen bis 1762 errungen haben.

Im ersten und zweiten schlesischen Kriege 1740 und 1745 hatte Preußen nur mit Oestreich allein zu kämpfen gehabt. Die Königin von Ungarn, Maria Theresia, hatte im Juni 1742 nach zwei verlohrnen Schlachten, bei Molwitz und Czaslau, mit Friedrich Frieden geschlossen, um sich gegen andere, wider sie aufstehende, Feinde zu rüsten. Sie glaubte also nicht den Preußen ihre ganze Macht gezeigt zu haben. Friedrichs Kriegsruhm schien ihr noch auf schwankendem Grunde zu stehen. Und da der König nicht ihren Gemahl, sondern den Churfürsten von Baiern zum Kaiser erheben, und ihn vertheidigen half; so stärkte sie sich durch ein Bündniß mit Sachsen und Rußland, ihren Besieger Friedrich niederzukämpfen, und Schlesien zu erobern. Aber Preußens Krieger siegten aufs neue in den Schlachten bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf. Durch Rußlands triftige Vorstellungen, und Englands Vermittlung, kam mit Ausgang des Jahres 1745 der Friede zu Stande. Der König behielt alle Eroberungen des ersten Krieges, und half die Wünsche der Königin von Ungarn erfüllen. Ihr Gemahl Franz ward zum Kaiser erwählt.

Friedrich fing nun (1746) die schönste und rühmlichste Epoche seiner Regierung an. Hatte er sich auf den Kriegesschauplätzen als Held bewiesen;

so war er nun unablässig bemüht, Ackerbau und Manufakturen, Künste und Wissenschaften in seinen Ländern zu einer nie gesehenen Aufnahme zu bringen. Er ward das wahre und nachahmungswürdige Muster eines weisen und guten Landesvaters. In ihm sahe man mehr als sein Liebling Antonin und sein Ahnherr der große Friedrich Wilhelm in den Jahren des Friedens gewesen waren. Er selbst nannte in der Folge oft die Jahre von 1746 — 1756 die liebste und angenehmste Dekade seines Lebens. Aber er wußte auch früh genug, wie man in feindlichen Kabinettern darauf dachte, ihm die Palmen, welche er sich in den zwei ersten Kriegen erkämpft hatte, wieder zu entreißen.

Schon Jahrelang hatten die Kaiserin Maria Theresia, und die russische Alleinherrscherin Elisabeth, im tiefen Dunkel ihrer Kabinette, durch Gesandte und Gesandtinnen sich verbunden, Friedrich II. durch Heereskraft und Staatskunst nieder zu kämpfen. Im Stillen arbeiteten sie durch die Königin von Polen und den Minister Brühl, den biedern König von Polen, August II. zu bewegen, ihnen die Hülfe seiner braven Sachsen zu versprechen. Ja sie erniedrigten sich sogar, die Gunst der in Frankreich herrschenden Königl. Beischläferin Pompadour zu gewinnen. Schwer fiel es der sonst erhaben denkenden Kaiserin Maria Theresia, bis zu diesem moralisch niedern Mittel herabzusteigen. Aber

sie wollte ihrer Besiegung Friedrichs gewiß seyn. Und nun zweifelte sie nicht, daß, wenn die furchtbaren russischen, östreichischen und französischen Heere den König vereint angriffen, er weichen und unterliegen müsse. Ja, um die Ausführung ihrer Sieges- und Eroberungsplane unfehlbar zu machen; so überredete oder zwang man 1757 gewaltsam 5 Kurfürsten, den Herzog von Würtemberg und mehrere deutsche Reichsstände, zu des Hauses Brandenburg Untergang oder Verkleinerung beizutragen. Wien wollte nun in deutschen Reichsangelegenheiten keinen gültigen Widerspruch des Churfürsten von Brandenburg erdulden. Und Rom hofte, nach der Niederstürzung des protestantischen Brandenburgschen Hauses, dem in Deutschland schon lange wankenden päpstlichen Stuhle neue Festigkeit und Ausbreitung zu verschaffen.

Der große Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, hatte ohne Schwerdtstreich, mit bewundernswürdiger Geistesstärke 1648 den Westphälischen Frieden bewirken, und sowohl vor kaiserliche als päpstliche Beeinträchtigungen die deutsche Freiheit beschützen helfen. Die Kaiserliche Obergewalt ward durch diesen wichtigen Frieden in die Schranken eines höchsten, aber doch an Gesetze gefesselten Oberhaupts des Reichs so eingeenget, daß sie den Gerechtsamen der deut-

schen Fürsten nützlich oder doch unschädlich seyn sollte. Und so hatten, nach dem Muster Churfürst Friedrich Wilhelms, die zwei folgenden Brandenburgschen Regenten sich immer als Beschützer der deutschen Verfassung gegen ungerechte Kaiserliche Eingriffe durch friedliche Vorstellungen erwiesen. Auch König Friedrich erbot sich 1740, bei Antritt seiner Regierung, gegen Wiederabtretung der ihm ehemals durch Kaiserliche Vergewaltigung entrissenen Schlesisch-Brandenburgschen Fürstenthümer, Beschützer des Hauses Oestreich zu seyn. Da aber dieses stolz verworfen ward, so nahm der König Schlesien in Besitz, und der Churfürst von Baiern wurde zum Kaiser erhoben.

Als aber die östreich. Waffen das Churfürstenth. Baiern verheerten, und den aus diesem Hause rechtmäßig erwählten Kaiser verjagt hatten; so zeigte sich Friedrich der Große 1745, mit dem Schwerdte in der Hand, als Vertheidiger des unglücklichrn Churfürsten von der Pfalz. Erst nach dem Tode dieses unglücklichen Prinzen willigte der König, als Churfürst von Brandenburg, nur unter der Bedingung in die Wahl eines Oestreichischen Römischen Kaisers ein, daß ihm sein im Breslauer Frieden 1742 abgetretenes Schlesien, aufs neue garantirt würde, und in der Wahlkapitulation des Kaisers Franz ward aufs neue sanctionirt, daß in Wien diese von

Deutschlands Fürsten vorgeschriebene Wahlkapitulation sorgfältig respektirt würde.

Das deutsche Reich sahe nun den Churfürsten von Brandenburg mit neuer Achtung, und das tapfere Preußische Heer als die Schutzmauer seiner Gerechtsame an. Dies erbitterte Oestreichs Eifersucht gegen Preußen. Und um Schlesien wieder zu erwerben, ward in Wien der verderbliche Plan entworfen, den großen König so zu schwächen, daß er als Churfürst von Brandenburg auf dem deutschen Reichstage nicht mehr frei stimmen, sondern der kaiserlichen Despotie gehorchen solle.

Dies sind die wahren Quellen des 7jährigen Blutvergießens; dies war der Zweck der östreichischen Politik und ihrer Verbündeten. Schon hatten sie auf dem Papiere die Zerstückung der Preuß. Monarchie entworfen. Rußland sollte das Königreich Preussen für seine Kriegeskosten empfangen; — Schlesien wollte Oestreich zurücknehmen; — Magdeburg und Halberstadt ward den Sachsen gegeben; — die Schweden sollten Pommern empfangen: — Frankreich wollte man mit Neufchatel, und der schönen kaiserlichen Prinzessin Marie Antoinette befriedigen. Denn diese sollte, wider ihren Willen, den Dauphin und künftigen Monarchen von Frankreich, Ludwig XVI., heyrathen; Ostfriesland war den Holländern als eine kleine Erkenntlichkeit für die großen Sub-

sidien, und für die auf Schlesien haftenden Oester-reichischen Schulden, bestimmt; — die übrigen Fränkschen und Westphälschen Provinzen wollte man unter die deutschen Reichsstände, nach Maaß-gabe ihrer Theilnahme, vertheilen; ja man war in Wien sogar entschlossen: den König seiner Chur-fürstlichen Reichswürde zu entsetzen, und eben die Rolle damit zu spielen, welche man 1621 mit den Brandenburgschen Herzogen von Lieg-nitz, Jägerndorf 2c. und dem Churfürsten von der Pfalz ausgeführet hatte. Denn die ge-nannten Brandenburgschen Herzoge wurden 1621 durch unrechtmäßige Kaiserliche Obergewalt in die Reichsacht erklärt, ihrer Länder beraubt, und das regierende Churfürstl. Haus Brandenburg wi-derrechtlich von der Succession ausgeschlossen. Der unglückliche Churfürst von der Pfalz und seine Fa-milie ward 1621 eben so grausam von Oestreich behandelt. Er starb im Elende, von Land und Leuten verjagt. Als eine Gnade sollte es nun der große König Friedrich noch ansehen: daß man ihm das Markgrafthum Brandenburg zurückschenkte Rettungslos sollte er sich in den Händen seiner Feinde sehen.

Und so schien es. Denn 1757 ward er wirk-lich durch sträflich gemißbrauchte Kaiserliche Ober-gewalt in die Reichs-Acht und seiner Reichs-Besitzungen verlustig erklärt. Es waren auch Zeit-

punkte, da außer einigen festen Plätzen alle seine Provinzen vom Feinde erobert waren. Und doch rettete ihn die Vorsehung, durch sein Genie und die unerschütterliche Treue seines kleinen Heeres.

Das folgende Blatt giebt dem Leser einen leichten Ueberblick der sieben feindlichen Schaaren, mit welchen der König und sein Land umzogen war.

Jedes von diesen Heeren hatte eine eigene Nationalart Krieg zu führen, welche der König studiren mußte, um seine Angriffe und Vertheidigungen nach ihren Eigenheiten zu modificiren. An der Spitze jeder dieser Armeen stand ein Feldherr, welcher seine eigne militärische Handlungsweise besaß. Der einzige Friedrich mußte die Seelenstärke und Geistesschwäche eines jeden feindlichen Hauptgenerals kennen; sich gegen die Mannigfaltigkeit ihrer offenen und geheimen Angriffe rüsten; ihre Absichten ausspähen; ihnen zuvorkommen, und sein Verstand mußte immer in einem Wettstreite mit den Einsichten der feindlichen Feldherren stehen. Die sieben feindlichen Völkerschaften konnten den Abgang ihrer Armeen aus einer Volksmenge von mehr als achtzig Millionen Seelen nehmen. Der König konnte anfangs nur aus fünf Millionen seiner Unterthanen die Rekruten ausheben; das Uebrige mußte er durch Fremdlinge ersetzen. Und da Preußen, Pommern und Westphalen früh in feindliche Bothmäßigkeit fielen, so konnten auch diese und andere preußische

Die sieben feindlichen Heere, mit welchen Friedrich im siebenjährigen Kriege gefahrvoll umringt war.

180,000 Oestreicher
von 1756 bis 1763.

140,000 Russen
von 1757 bis 1762.

20,000 Sachsen,
vom August 1756 bis
Oktober 1756.

18,000 Schweden,
von 1757 — 1762.

20,000
Reichsarmee
1757—1762.

12,000
Würtemberger
1758 — 1762.

Der

Einzige

Friedrich

und sein kleineres Heer

kämpft mit allen diesen Feinden.

Im Jahre 1762 und 1763

reichen sie ihm alle

friedlich die

Hände.

140,000 Franzosen
von 1756 bis 1762.

Provinzen nicht ihre Mannschaft in kriegerische Rüstung setzen.

Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte: daß Oestreich, Rußland, Frankreich, Sachsen, Schweden und der größte Theil des deutschen Reichs, welche Rekruten für die feindliche Armee lieferten, eine Volksmenge von achtzig Millionen Menschen besaßen. *) Vergleicht man diese mit den fünf Millionen preußischer Landesbewohner, so verhält sich die Summe wie 1 zu 16, d. h. **der König konnte nur Einen Rekruten ausheben, wenn die Feinde im Stande waren, sechszehn Krieger ins Feld zu stellen.** Und doch stand Friedrich zuletzt als ehrenvoller Kämpfer auf den gefahrvollen Streitplätzen. **Aus allen vier Weltgegenden stürmten Heere auf ihn ein.**

Vor Menschenaugen schien es fast unmöglich, daß Preußens Staat und Heer so großen Mächten und zahlreichen Kriegsheeren widerstehen, und bey öftern **Niederlagen sich wieder aufrichten könne.**

*) Die Volksmenge ward zu der Zeit so angegeben:

Oestreich	15	Millionen,
Rußland	20	— —
Sachsen	1½	— —
Frankreich	23	— —
Schweden	2½	— —

Die 5 Kurfürsten und feindlichen Reichsstände hatten, mit Ausschluß der östreichschen deutschen Länder, 8 Millionen Landesbewohner, aus welchen sie ihre Armeen stellen und rekrutiren konnten. —

Zwar hatte der König die alliirte Armee von 50,000 Mann zur Hülfe. Diese bezähmte, unter des tapfern Herzogs Ferdinand und des Erbprinzen von Braunschweig Anführung, die Franzosen. Gegen Oestreich, Rußland, Sachsen, Schweden, die Reichsarmee und die Würtemberger aber mußte Preußen ohne fremde Hülfe fechten. Ja es war im Herbst 1758 der gefahrvollste Zeitpunkt, wo vor Ferdinands Ankunft die alliirte Armee im Sack bei Werden fast entwaffnet lag; und Friedrich bei Roßbach auch die Franzosen zurückkämpfen mußte. Da stand Friedrich ganz allein gegen die sieben feindlichen Heere auf dem Kampfplatze.

Dies war einer von den furchtbarsten Zeitpunkten, die ich in der Armee erlebt habe. Ich stand zu der Zeit (im Okt. 1757) bei dem kleinen Korps von 500 Mann, welches der König unter dem Feldm. Keith bei Erfurth zurückgelassen hatte, und von der großen 60,000 Mann starken Soubisischen Armee verschlungen zu werden bedrohet ward. — Der Herzog Ferdinand mußte im September und Oktober 1757 mit 6000 Mann bei Wanzleben im Magdeburgischen der Richelieuschen Armee von 60,000 Mann Trotz bieten. — Fürst Moritz hatte mit einem kleinen Korps nach Berlin eilen müssen, die Hauptstadt vor dem österreichschen Ueberfall zu retten. — Der König mußte Torgau

und Dresden decken. — Das unter dem Herzog von Bevern bei Breslau stehende preußische Heer war von der übermächtigen östreichischen Armee im halben Zirkel umlagert.

Wo wir durchmarschierten, beklagten Wohlgesinnte die nahen unvermeidlichen Niederlagen der Preußen. Denn, sagte man: es ist unmöglich, so vielen Feinden zu widerstehen. — Aber zur Ehre der preußischen Armee muß ich sagen, daß sie unerschrocken war! Mit Vertrauen auf Gott vereinte sie Heldenmuth, und sahe wenig Wochen nachher Frankreichs und Oestreichs tapfere Heere den 5ten Novbr. 1757 bei Roßbach, und den 5ten Decbr. desselben Jahres bei Leuthen die Flucht ergreiffen.

Preußens Feinde wußten indeß, daß Friedrich die Seele des Landes und seines Heeres war. Sie fürchteten, daß, so lange Er lebe, Er Herrscher und Feldherr wäre, ihre Kämpfe und Siege fruchtlos bleiben würden. Doch die Hoffnung richtete sie auf: daß, da König Friedrich keine Lebensgefahr scheue, ein Schwerdtstreich, eine Kugel, ein Sturz im Tumult der Schlacht oder eine Krankheit ihn tödten werde, und dann sahen sie Preußens Staat mit ihm sinken und fallen.

Jedoch, keine dieser Erwartungen wurde erfüllet. Eine Reihe von Heldenthaten, welche Friedrich und sein Volk verrichteten, verei-

telte die Hoffnung der Feinde: das Land, die Armee und der König wurden gerettet.

Es waren wider deine Macht
Und Weisheit Friederich
Der Erde Fürsten aufgebracht,
Gott aber blieb für dich!

Gleim.

Die Rettung des Landes sowohl, als der vergrößerte Ruhm des Königs und seines Heeres, stehen bereits in vollem Lichte vor den Augen der Nachwelt. Aber eine getreue Geschichtserzählung der persönlichen Lebensgefahren, welchen Friedrich II sich im siebenjährigen Kriege ausgesetzt fand, und aus welchen ihn die Vorsehung bewundernswürdig errettet hat, verdient noch von wahrheitsliebenden Geschichtsforschern bearbeitet zu werden. Denn alles, was diesem großen Manne begegnet ist: sein Betragen, vor, bey und nach diesen Lebensgefahren, die von der Hand der Vorsehung zusammengefügten Umstände, durch welche sein Leben gerettet ward; ja, daß sogar keine Art von Verwundung ihn betroffen hat; dies alles ist der Aufmerksamkeit eben so, als dem Ruhme unsers Helden angemessen.

Die persönlichen Lebensgefahren des Königs.

Die persönlichen Lebensgefahren im siebenjährigen Kriege waren fünffach. An Schlachttagen, in Belagerungen, bei Unterredungen mit Spionen, in zufälligen Ereignissen, und durch Verrätherey sahe er sich mit toddrohenden Gefahren umgeben.

1) Im Tumult mancher Schlachten war zwar kein Schwerdt auf ihn gezucket, und keine Kugel auf ihn persönlich gerichtet; aber unter den Tausenden, die verwundet oder todt auf dem Schlachtfelde niedersanken, konnte er sowohl als der geringste Krieger verwundet, vom Pferde geworfen, übergeritten und zertreten werden. Denn er kommandirte gewöhnlich da, wo der Streit am heftigsten war.

Schlachtgefahren.

Schon vor dem siebenjährigen Feldzuge, im ersten schlesischen Kriege, rieth ihm zwar der wohlmeinende Prinz Leopold v. Dessau dazu, daß er bei dem anscheinenden Verluste der Molwitzer Schlacht, den 10. April 1741. seine höchste Person in Sicherheit setzte; aber bey der folgenden Czaslauer oder Chotusitzer Bataille den 17. Mai 1742 zeigte er dem Prinzen Leopold, daß er da keine Lebensgefahr scheue, wo

sein

sein Heldenberuf es erforderte. Und die Vorsehung zeigte, daß sie ihn bewahren könne.

An der Spitze von wenigen Bataillonen schlug er den unvermuthet herangerückten Feind von einer furchtbaren Anhöhe, deren Batterie unangreiflich schien. Denn bei jeder Abfeuerung stürzten Hunderte neben dem Könige verwundet oder todt nieder, ihn aber berührte keine Kugel. Unter einem Kugelhagel der folgenden östreichschen Batterien eilte er nach seinem leidenden linken Flügel. Hier waren die östreichschen Kürassier eben in ein Infanterieregiment eingedrungen, und im Niedermachen begriffen, als Friedrich zu dessen Rettung seine Kavallerie schnell heranführte, und mit dem Degen in der Hand den Anfang des Sieges beschleunigte, welcher ihm Schlesien und den Frieden erwarb.

Im zweiten schlesischen Kriege, in der Schlacht bei Hohenfriedberg oder Strigau, den 4. Jun. 1745., **kam er in den Strich eines österreichischen Kanonenfeuers, welches die Mannschaft neben ihm rottenweis niederstürzte.** Von drei Bataillonen, welche er gegen die Feuerschlünde führte, kamen nur 360 Mann mit ihm lebendig auf die Anhöhe, wo er sie ermunterte mit dem Bajonet die Beschützer der Batterie zurückzujagen. Sie thaten es heldenmüthig; aber in eben dem Augenblick wurden die fliehenden Oesterreicher wieder durch die sächsische Kavallerie

unterstützt. Der König befand sich nun in dem Gewirre der hauenden Schwerdter. Er hielt sich schon verloren, als die Generale Buddenbrock und Rothenburg, an der Spitze der preußischen Kavallerie und drey Bataillonen Infanterie, die Anhöhe heranstürmten, den König retteten, und er nun das Uebrige zur Vollendung des Sieges thun konnte.

Vier Monat nachher in der Schlacht bei Soor, den 3. September 1745, war er in noch größrer Lebensgefahr. Denn er konnte sich gegen den schnellen Angriff des unvermuthet herangerückten Prinz Karl von Lothringen nicht anders retten, als daß er eiligst unter dem heftigsten Kanonenfeuer anmarschierte. Eine starke Viertelstunde lang ritt er beständig in dem Regen von Kartätschenkugeln. Ehe der eigentliche feindliche Angriff anging, war schon die Hälfte der Avantgarde, die er auf einen Hügel führte, niedergestreckt. Er aber lebte; nur sein Pferd war verwundet. Der eben aufgehobene Kopf des sich bäumenden Pferdes hielt die Kugel zurück, welche ihm durch den Unterleib gegangen seyn würde.

Im dritten schlesischen oder siebenjährigen Kriege, von 1756 bis 1763, war der König am Lowositzer Schlachttage in zweifacher Gefahr. Ein dicker Nebel führte ihn nehmlich vor Anfang des Treffens beim Rekognosciren zwischen zwei östreichsche

Feldwachen, deren Nachsetzen er nur durch die Geschwindigkeit seines Pferdes entging. Nachdem die Sonne den Nebelschleier aufgezogen hatte, so sahe er, daß der rechte östreichsche Flügel an der Stadt Lowositz und deren Weinbergen fast unangreiflich stand, zumal da die östreichsche rechte Flanke zugleich durch die Elbe gedeckt war. Der Monarch beschloß also, den weniger vortheilhaft stehenden feindlichen linken Flügel anzugreifen. Er selbst übernahm deshalb das Kommando des Centrums und seines rechten Flügels. Da aber gleich anfangs seine fast zu brave Kavallerie durch das feindliche Kartätschenfeuer viel gelitten hatte, und ein tiefes Defilee wegen des feindlichen Kreuzfeuers mit der Infanterie nicht zu passiren war; so schien der Sieg zu wanken, oder doch der Ausgang des Treffens für heute unentschieden zu bleiben.

Außer der Kavallerie waren beide Armeen noch nicht mit dem kleinen Gewehr aneinander gekommen; und man sagt, der König sei Willens gewesen, am folgenden Tage, nach einer andern Disposition, den Angriff zu erneuern. Aber zwei, zu gleicher Zeit sich ereignende, glückliche Umstände beschleunigten schon heute den Sieg der Preußen. Der erste war dieser: es entdeckte der älteste Bruder des Königs, **Prinz Wilhelm von Preußen**: daß der Feind einen hinter den Weinbergen an der Elbe nach Lowositz lau-

fenden Weg nicht besetzt habe, und daß es auch vielleicht möglich sey, die in den Weinbergen auf der Seite von Lowositz stehenden Kroaten und ihre Batterien zu überwältigen, und sodann auf zwei Wegen, hinter den Weinbergen an der Elbe und durch die Weinberge, in Lowositz einzudringen, die Stadt zu erobern und dem Feinde diesen vesten Anlehnungspunkt seines rechten Flügels zu nehmen. Dieser kluge Plan wurde, ohne Königl. Einwilligung zu erwarten, im Moment des Entschlusses glücklich ausgeführt. Ohne Unterstützung der hier unbrauchbaren Kanonen brach die preußische Infanterie mit Kleingewehrfeuer und mit dem Bajonett auf die Höhe des Weinbergs ein, trieb die Kroaten von Einem gemauerten Absatze zum andern nach der Stadt, und die hinter dem Berge am Ufer der Elbe rasch anmarschierenden zwei Bataillone vollendeten die Eroberung der Stadt. Ihnen folgten mehrere Bataillone. Sie verbreiteten Schrecken über den feindlichen rechten Flügel. Er würde sich aber vielleicht noch gehalten haben, wenn nicht der preußische Artillerieobrist Moller in eben diesem Zeitpunkte durch ein Bogenfeuer im Centro der östreichschen Armee beträchtliche Niederlagen angerichtet, und zugleich das in der Linie liegende Dorf Sulowitz mit Bomben angesteckt hätte. Da aber auch dieser veste Posten dem Feinde entrissen war, und die einbrechende Nacht die Fortsetzung des Feuers

von beiden Seiten hemmte, so war der König entschlossen, am folgenden Tage den Sieg zu vollenden. Doch, er war schon wirklich durch seinen Bruder Wilhelm errungen. Denn wir werden sogleich sehen, daß sich der Feind unter dem Schleier der Nacht zurückgezogen hatte, und wie gefährlich die letzte östreichsche Kugel dem Leben des großen Friedrichs gewesen ist.

Schon hatten während des feindlichen Kanonenfeuers mehrere Kugeln neben dem Könige viele Menschen niedergerissen, und der brave preußische General Quadt ward ohnweit von ihm getödtet. *) Friedrich blieb unberührt. Jedoch am späten Abend ereignete sich eine seltne höchst merkwürdige Lebensgefahr. Der ermüdete König, welcher in drei Tagen und zwei Nächten nicht geschlafen hatte, setzte sich in einen Wagen, und legte die Füße auf den Rücksitz. Kaum hatte er diese Stellung genommen, als eine feindliche zwölfpfündige Kanonenkugel durch den untern Theil des Wagens flog, und ihm die Füße würde zerschmettert haben, wenn sie nicht auf dem Rücksitze geruhet hätten. Er sprang aus dem Wagen, glaubte, daß dieses das Signal des Feindes zum nochmaligen Angriffe sey, ließ sogleich den in östreichschen

*) Eine über den Kopf des Generals fliegende Kugel quetschte einige Gefäße des Gehirns, so daß er am folgenden Tage starb.

Diensten ehemals gestandenen General Baron von Schöneich rufen, und befahl ihm, den Feind mit einer starken Eskorte zu recognosciren. Dieser vermuthete sogleich, daß es der Retrâteschuß des noch nahe am Schlachtfelde stehenden Feindes, und kein Zeichen zum Angriff wäre. Der Monarch befahl indeß, daß die Armee wieder allart seyn sollte, sich auf den ersten Wink in Schlachtordnung zu stellen. Er ging auch nicht eher in das ihm offerirte kleine Adjutantenzelt, bis ihm der General Schöneich die gewisse Nachricht brachte, daß der Feind auf dem Rückmarsche nach Budin begriffen sey. Die Abfeuerung der Kanone war das Zeichen zum Aufbruche des feindlichen Heeres gewesen, und nur durch einen Zufall war eine scharfgeladene Kanone hierzu gebraucht worden.

Zwei Helden, welche mit ihm in der nächsten Schlacht bei Prag den 5ten May 1757 gefochten hatten und verwundet worden waren, sprachen mit Bewunderung und Freude von der persönlichen Tapferkeit des Königs. Dem einen war der Arm nahe am Schulterblatte zerschmettert, und der andre hatte eine eingeklemmte Kugel im Brustknochen. Beide waren dicht neben dem Könige ohnmächtig hingesunken. Sie sagten mir, daß, als sie aus der Betäubung wieder zu sich selbst gekommen wären, und nur gehört hätten, „der König lebe und sey gesund", ihnen alle Schmerzen weniger fühlbar gewesen wären.

In der größten Lebensgefahr befand sich der König, da er an der Spitze von 3 Bataillonen fast in der Mitte der östreichschen Armee in die Lücke einrückte, welche dadurch entstanden war, daß ein kaiserliches Kavallerieregiment zur Verstärkung des feindlichen rechten Flügels gerufen, und die Lücke nicht wieder ausgefüllt worden war. Diesen vom Flügeladjutanten und nachmaligem Generallieutenant von Gaudi bemerkten Fehler, nutzte der König, den kühnen Einmarsch zwischen beide feindliche Flügel zu thun. Aber eben hier schien Anfangs der Tod oder die Gefangennehmung des Königs unvermeidlich zu seyn. Denn die links und rechts stehenden feindlichen Regimenter drängten sich, und machten ein so heftiges Feuer, daß viele Leute blieben, und die Bataillons abgeschnitten zu werden Gefahr liefen. Aber die herbeieilenden preußischen Truppen griffen nun, vom Könige kommandirt, rasch die linke Flanke des rechten feindlichen getrennten Flügels an, und brachten solche in eben dem Moment zum Weichen, da der heldenmüthige Feldmarschall Schwerin in die Flanke des feindlichen rechten Flügels eingedrungen war. Und weil der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, in eben diesem Zeitpunkte den kaiserlichen linken Flügel angriff; so stürzte dieser zurück, und eilte in die Thore von Prag, um nicht vom Könige und Prinzen Heinrich zwischen zwei Feuer genommen und abgeschnitten zu werden.

Dies ist die einzige Schlacht, in welcher die kleinere preußische Armee das größere feindliche Heer an drei Orten zugleich, auf beiden Flügeln und im Centro, angegriffen hat. Der König koncentrirte sonst immer seine Kräfte auf Einen Hauptangriffspunkt. Und so war auch der mit dem Feldmarschall Schwerin verabredete Plan: daß nur der feindliche rechte Flügel angegriffen werden sollte. Aber der Fehler des Feindes öffnete dem Könige, durch die vorhin beschriebne Lücke, einen sicherern Weg zum Angriff und Siege.

Bei der ersten großen Niederlage vor Kollin, den 18. Juni 1757, war der König während der mörderischen Schlacht dem gräßlichsten Kanonenfeuer ausgesetzt. Er kam eben zum ersten Bataillon Garde, als eine feindliche Batterie in voller Arbeit stand, und seine Lieblinge haufenweise todt oder verwundet niedersanken. Dennoch blieb er, mit seinem langen Fernglase in der Hand, stehen. Und da ein Kavallerieregiment des linken Flügels stutzte, so ritt er mit einem dänischen Volontair unter die Wankenden, führte sie in den Kartätschenregen und gegen die hervorbrechende sächsische Kavallerie. Mit Gefahr seines Lebens hoffte er den Sieg zu erzwingen. Aber es war im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß er den Sieg, nicht das Leben verlieren sollte. Besonders verherrlichte sich die Vorsehung

auf dem Rückzuge des Königs in der Nacht nach der Bataille. Denn nachdem er Abends um acht Uhr nochmals mit dem Fernglase die auf den Bergen verschanzte feindliche Armee übersahe, und das Blutbad zu endigen befohlen hatte, so ritt er unter der Bedeckung von wenigen Gardes du Korps und Gensd'armes nach Niemburg zurück. Diese aus wenigen Pferden bestehende Bedeckung war so klein, und es fanden sich auf beiden Seiten in den Dörfern und Büschen so viele versteckte feindliche Husaren- und Kroatenkommando's, daß die Aufhebung des Königs leicht gewesen seyn würde. Es kam auch mehreremale in der Nacht die beängstigende obgleich falsche Nachricht, daß der verfolgende Feind schon nahe sey.

Bekanntlich ward der Fürst Moritz hart angeklagt, daß er in der Schlacht bei Kollin mit seinem rechten Flügel zu eben der Zeit eingebrochen war, da der preußische linke Flügel den feindlichen rechten Flügel zurückdrängte. Dadurch ging das Treffen verlohren. Aber wir wissen aus der Kriegsgeschichte, daß dieser Centralangriff nicht in dem Plane des Königs stand, sondern durch einen Zufall veranlaßt wurde. Und da der Angriff einmal geschehen war; so hatte der König den Fürsten Moritz beordert, den stürmenden Angriff auf die feindliche Mitte fortzusetzen, weil er hoffte, beide Flügel eben so zu drängen, wie es bei Prag geschehen war.

Denn die Bravour seiner Truppen ließ ihn erwarten, daß sie mit gefälltem Bajonett da eine Lücke machen würden, wo solche in der Prager Schlacht durch einen feindlichen Fehler entstanden war. Aber das feindliche Geschütz vereitelte die Hoffnung und den Sieg des Königs.

Die Veranlassung zu dem vorgenannten übelausgefallenen Angriffe des preußischen rechten Flügels gaben die am Fuße der feindlichen Anhöhen im hohen Korne liegenden Kroaten. Sie feuerten auf die nach dem linken Flügel marschierenden preußischen Bataillone so mörderisch, daß diese grade auf sie losgingen, und sie so glücklich den Berg hinanjagten, daß es möglich schien, das Centrum des Feindes zu überwältigen. In diesem Zeitpunkte sagte der Fürst Moritz laut, daß er vom Könige Ordre bekommen habe, den Angriff des Feindes fortzusetzen. Aber nicht die Höhe des Berges, sondern die Glätte des dürren Grases machte das schnelle Heranrücken unmöglich, und das wüthende Geschütz streckte durch ein Kreuzfeuer so viele Leute nieder, daß der König den Rückmarsch befahl, und das Schlachtfeld räumte.

Nur wenige östreichsche Regimenter kamen zum Schuß. Bekanntlich wurde dieser erste kaiserliche Sieg durch die sächsische und östreichische Kavallerie des feindlichen rechten Flügels und durch das kaiserliche Geschütz so errungen, daß nur wenige

Tage hernach, im Lager bei Leutmeritz, glaubhafte Officiere sagten: der Feldmarschall Daun habe denen, die ihm zur gewonnenen Schlacht gratulirten, geantwortet: „wir haben halter heute keine rechte Schlacht gehabt, aber wir haben den Preußen mit unsern Reutern und unserm Geschütze den Sturm auf unsere Schanzen tapfer abgeschlagen.“

Es geschahe auch der preußische Rückzug nach Niemburg und Leutmeritz unglaublich ruhig. Denn der Feind wagte es nicht, seine Verschanzungen zu verlassen, und erst am folgenden Morgen besetzte er das von den Preußen verlassene Schlachtfeld. Rühmlich war es, daß der Feldmarschall Daun mehr als väterlich für die verwundeten Preußen sorgte. Oestreichsche Officiere rühmten, daß sie aus dem Munde blessirter Preußen Lobpreisungen Gottes gehört hätten, daß der König nicht verwundet, todt oder gefangen, sondern gerettet sey.

Was hierbei als Lebensrettung merkwürdig ist, so kam der König glücklicherweise durch eine Verirrung in ein Dorf, aus welchem die östreichischen Husaren eben weggeritten waren. Eine Viertelstunde früher würde er in Gefahr gewesen seyn, mit der kleinen Eskorte aufgehoben oder in den kleinen nächtlichen Gefechten niedergehauen zu werden. Hier mußte, wegen Ermüdung der Pferde Halt gemacht werden. Der durstige König

setzte sich während der Tränkung der Pferde, mit auf die Hand gestütztem Kopfe, betrübt auf eine Bank vor der Thür eines Bauerhauses nieder. Ein blessirter aber noch mit dem Könige reitender alter Kavallerist brachte ihm auf dem Huthe aus dem Pferdeeymer einen erfrischenden Trunk, und sagte; „Ihro **Majestät trinken doch**; laß **Bataille Bataille verloren seyn**; es ist **nur** gut, daß Sie leben; unser **Herrgott** lebt gewiß, der **kann** uns schon **wieder** Sieg geben." Der König heiterte sich auf, stieg schnell wieder zu Pferde, und kam unangetastet zu Niemburg an, wo er sein Heer wieder sammelte, über Melnick nach Leutmeritz ging, und noch in eben diesem Jahre die zwei großen Siege bei **Roßbach** und **Leuthen** glorreich erfocht.

Ein Zusatz, die verlorne Schlacht bei Collin betreffend.

Dies war die erste betrübende und schrecklichste Nacht für den großen König. Denn er muste sich zum erstenmale vor dem siegenden Feinde zurückziehen, und nun in der Nacht vom Feinde gefangen zu werden, dies war schrecklicher als der Tod. Der vortrefliche Domdechant von Spiegel, Gleims Freund, und der am Kopfe leicht verwundete Hauptmann von Dieblitsch vom Hülsenschen Regimente, welche

ihn beide begleitet hatten, konnten am folgenden Abend nicht Worte genug finden, mir zu beschreiben, was sie in der Nacht gefühlt hätten, wenn durch falsche Rapports die Nachricht gekommen wäre: „der Feind sey in der Nähe, er werde die Escorte attaquiren; der König stehe in Gefahr gefangen zu werden.“

Da es etwas Außerordentliches scheint, daß ein Domdechant der Schlachtgefährte seines Feldherrn ist; so will ich hier die edle Veranlassung sagen, wie Herr von Spiegel auf den kriegerischen Schauplatz kam. Er hatte mit der Nachricht von dem Siege bei Prag gehört, daß sein guter Freund, der Staabskapitain von Wurmb, eine Compagnie bekommen habe. Da er nun wußte, daß es dem Hauptmann an Gelde fehlen würde, die Compagnie zu bezahlen; so nahm er schnell die erforderliche Summe aus seiner Chatoulle, setzte sich zu Pferde, und machte sich die rühmliche Freude, Selbstüberbringer des Geldes zu seyn. Er kam unerwartet in dem Lager vor Prag in dem Zelte seines Freundes an, als das Regiment Ordre zum Aufbruch empfing. Man glaubte, daß die Stellung der Regimenter nur verändert würde, und ahndete nicht, daß der Weg zu einem blutigen Schlachtfelde angetreten werden sollte. Da die Armee unerwartet auf dem Kaiserwege zum Angriff aufmarschierte, war es zu spät, nach dem Prager Lager zurückzureiten.

Weil auch der linke Preußische Flügel, unter des Generallieutenant Hülsen Anführung, die Verschanzungen des Feindes sowohl, als das hartnäckig vertheidigte Vorwerk eroberte; auch die Anhöhe schon erstiegen hatte, und dem rechten Oestr. Flügel so in die Flanke gekommen war, daß der Feind zu retiriren anfing; so konnte sich der patriotische Domdechant freuen: Zeuge des bald vollendeten Sieges der Preußen zu seyn. Denn es schien, daß der Plan des Königs ausgeführt werden würde. Nach diesem sollte nehmlich der rechte preußische Flügel sich dem Feinde gar nicht nähern, sondern dem preußischen linken Flügel so heftig nachrücken, daß die feindliche Linie aufgerollet würde. Aber ein im hohen Korne liegendes Kroatenregiment vereitelte unerwartet den meisterhaften Plan des Königs, und raubte den schon halb errungenen Sieg, welchen auch der Freund des Domdechants mit seinem Tode hatte erkaufen helfen. Denn da die vor dem hohen Korne vorbeimarschierenden Bataillone des rechten Flügels dem Feuer der Kroaten Einhalt thun wollten, so ging ein preußisches Regiment vorwärts, verjagte die Kroaten, und verfolgte sie auf ihrer Flucht den Berg hinan, wo der linke Flügel der feindlichen großen Armee stark verschanzt stand. Dieser Anfangs ohne Ordre geschehene, aber hernach auf Befehl des Königs durch den Fürst Moritz zuweit ge-

triebene Angriff, des preuß. rechten Flügels war die Veranlassung zum Verlust der Schlacht. Denn nun konnte der rechte preußische Flügel seinen schon siegenden linken Flügel nicht unterstützen. Diesen Moment nutzte die sächsische Kavallerie, der weichenden östreichschen Infanterie zu Hülfe zu kommen, und die auf sie eindringenden preußischen geschwächten Bataillone zum Rückzug zu nöthigen. Letztere setzten sich zwar wieder hinter ein Defilee. Mit einer fast beispiellosen Bravour sprangen sie wieder über das Defilee, und machten einen glücklichen Angriff auf eben die Kavallerie, von welcher sie sich eine Viertelstunde vorher überwältigt gesehen hatten. Sie hofften Succurs vom preußischen rechten Flügel und von ihrer Kavallerie zu bekommen; aber die vorhin erwähnte planwidrige Attaque des preuß. rechten Flügels hinderte dieses; und so erfolgte die Zersprengung der zusammengeschmolzenen preuß. Bataillons.

Der König machte dem Blutvergießen durch die Ordre zum Rückzug ein Ende. Zwar ritt er noch einmal in den Strich des feindlichen Kugelhagels, übersahe mit dem Fernrohre die auf den Höhen verschanzte zahlreiche Armee, und sein noch kämpfendes kleines Heer. Aber die Erneurung des Treffens fand er unmöglich, weil die heftige Sonnenhitze und der Mangel des Wassers nicht nur die Kräfte erschöpft, sondern auch das feindliche Kano-

nenfeuer eine schreckliche Niederlage angerichtet hatte. Der König rief; Zurück! Zurück! Denn man muß auch dem Feinde eine Zeche borgen können, damit er sie in der Folge desto theurer bezahle. Dieses geschahe; denn nicht völlig 6 Monate nachher, den 5. December 1757, mußten die Oestreicher bei Leuthen diese Zahlung mit einem Interesse von vielen tausend Gefangenen leisten. Der bei Kollin geschlagene König ward ihr Sieger.

Indessen war es für den patriotischen Domdechant traurig, des Königs siegversprechende Kolliner Schlachtordnung durch einen Zufall vereitelt zu sehen, und in der Nacht der Begleiter des geängsteten Monarchen zu seyn. Er war immer in der Nähe des Königs geblieben, und kam mit ihm glücklich nach Niemburg.

Zwar drohete dem Monarchen am 5. November 1757 bei **Roßbach** die französische Artillerie den Tod. Denn es schlug eine zwölfpfündige Kanonenkugel nahe vor ihm nieder; sein Bruder, Prinz **Heinrich**, war schon verwundet, und die französisch-österreichische Kavallerie stand eben im Begriff, da über einen holen Weg zu setzen und einzuhauen, wo der König bei dem Saldernschen Infanterieregimente hielt. Aber in eben diesem gefährlichen Augenblick jagte der General Seydlitz die feindliche Kavallerie; und der Artillerie-Obrist **Moller** schreckte

te mit seinem die französische Kolonne enfilirenden Geschütz die feindliche Infanterie zurück.

Unbemerkt kann ich hier nicht lassen, wie edelmüthig besorgt sich der gemeine Mann für das Leben des Königs zeigte. Dieser kam eben in dem Moment hinter der Fronte des Herzogl. Braunschweigischen, jetzt Kalksteinschen Infanterie-Regiments, als dieses im Anschlage gegen die anprellende französische Kavallerie lag. Der Monarch rief: „Laßt mich durch! laßt mich durch!" Aber die Antwort war, wie aus Einem Munde: **Nein! Nein! Wir wollen rasch gegen die schon zum drittenmale ansprengenden Franzosen feuern. Wir werden nicht zugeben, daß Ihro Majestät vom Feinde niedergehauen, oder von unsern eigenen Kugeln getroffen werden."** Auch sein wiederholter Befehl ward nicht befolgt. Die Leute drängten sich dicht zusammen, und feuerten geschwind und mit einer Ordnung, welche dem Feuern auf dem Exercierplatze ähnlich war. Sobald aber die feindliche Kavallerie die Flucht nahm, öffnete sich das Regiment an mehrern Orten, den König durchzulassen.

Gerade vier Wochen nachher, den 5. December 1757, war er in der größten seiner Schlachten, bei Leuthen den augenscheinlichsten Gefahren ausgesetzt. Aus dem Munde des sel. Generals von Bornstedt und des Artillerieobristen Moller weiß

lich, daß er den Abend vorher in seiner heroischen Anrede an die Generalität sagte: „Meine Herren, Religion und Vaterland, Frau und Kinder, alles was einem jeden lieb ist, steht jetzt auf dem Spiele. Ich werde den Feind morgen angreifen, und mit des Himmels Hülfe schlagen. Mein Leben werde ich morgen nicht schonen, allenthalben da seyn, wo die Gefahr am größten ist; nicht den Tod, sondern nur Schande scheuen. Sagen Sie ihren Officieren und Gemeinen nichts, bis wir aufbrechen. Dann aber eröffnen Sie ihnen meinen Befehl: daß jeder meinem Beispiele folgen, die Feigen aber sich melden sollen. Denn morgen müssen wir alle dreifach brav seyn *)." Im Lazareth zu Lissa und Breslau konnten mir die Verwundeten nicht genug beschreiben, was für Lebensgefahren sich der König während der Schlacht ausgesetzt habe. — Ihn sollte kein Geschütz treffen! —

*) Sind je ermunternde Reden in der preußischen Armee gehalten worden, so war es in der Nacht vor der Leuthner Schlacht. Jeder General, Officier und Unterofficier sprach zu seinen Untergebenen aus der Fülle des Heldenmuthes. Gott — König — Vaterland — Preußens Ehre — waren die Hauptworte, welche man von allen Seiten hörte. Der Vormarsch zu dieser großen Schlacht geschahe bei vielen Regimentern mit dem Gesange: In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen ꝛc.

Sichtbarer war dieses im folgenden 1758sten Jahre den 25sten August bei Zorndorf, wo er vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht im Feuer mörderischer Kugeln und in dem Gewirre hauender Schwerdter, von einem Flügel zum andern jagte, die Wankenden wieder gegen die Feuerschlünde anführte, wo bey manchen Regimentern von hundert kaum zwanzig den Sieg erlebten, er aber gesund und unverwundet blieb. Die russischen Generale Soltikow, Czernischew, Manteufel, Sievers und Tiefenhausen sowohl, als die russisch-liefländischen Officiere und Gemeinen, welche ich einige Tage nachher als Gefangne in Küstrin sahe, sprachen nicht nur mit hoher Begeisterung von der Kriegsgeschicklichkeit des Königs und der preußischen Armee, sondern sie bewunderten auch seine Lebensrettung; denn sie waren Augenzeugen seiner persönlichen Bravour gewesen.

Von der bewundernswürdigen Bewahrung des Königs bey Hochkirch, den 13. Oktober 1758, gedenke ich nichts, weil dieses in dem Bruchstück meines Campagnelebens 2c. *) ausführlich beschrieben ist. Nur bemerke ich hier, daß die Vorsehung die Erhaltung des Königs dadurch bewürkte, daß sie seine Entschließungen lenkte, beim Ausritte aus

*) Berlin, in Karl Matzdorffs Buchhandlung.

dem Hauptquartiere nicht gerade aus, auch nicht nach der Spitze des rechten Flügels, sondern über den linken Flügel hin, seinen Weg zu nehmen. Denn wäre er eine halbe Viertelstunde früher auf den Platz gekommen, wo die Garde und das Retzowsche Bataillon größtentheils niedergestreckt lag, so würde er wahrscheinlich ein Gefährte der Todten geworden seyn. Es war gerade, als wenn mit seiner Ankunft auf diesem Platze der Feind Ordre bekommen hätte, mit dem Donner seiner Kanonen inne zu halten. Nur zuletzt bey meisterhaftem Rückmarsche wurde der Fuß seines Pferdes geschmettert: der König blieb unberührt. Hiervon war ich ein nur wenige Schritte abstehender Augenzeuge.

Noch größer waren Friedrichs Gefahren in der Schlacht bey Frankfurth oder Kunersdorf den 12. August 1759. Zwar nahm er für seine Person anfangs eine Stellung in einem flachen Grunde, von wo er die Ausführung seiner Dispositionen übersehen konnte, und wohin der Lauf der feindlichen Kanonenkugeln nicht gerichtet war. Von hieraus ertheilte er seine Befehle und genoß hohe Siegerfreuden, da seine Truppen Eine feindliche Batterie nach der andern eroberten; den linken Flügel des russischen Heeres zum Weichen brachten, und schon nach der Oder hinzujagten. Jedoch in eben dem Augenblicke, da der

Sieg über die Russen errungen war, ging er auch wieder verloren. Nicht die Bavour, nicht die Taktik der Russen, sondern das im Hinterhalt hinter einem Berge unter Laudons Anführung verborgen liegende östreichische Korps entriß Preußens Kriegern den Sieg. Da sich nehmlich der König und sein Heer der Hitze des Verfolgens sich ganz überließen; so brach der wachsame Laudon mit 18,000 östreichischen Kavalleristen, Grenadieren und Kroaten plötzlich hervor. Er fiel dem Könige zu eben der Zeit in den Rücken, da seine Truppen im Begriff standen, die Russen aus der letzten Schanze vom Judenkirchhofe zu verjagen. Nun schien es auch unmöglich, des Königs Leben zu retten; denn das Metzeln verschonte fast Keinen. Dennoch traf Ihn kein Schwerdtschlag. Zwar wurden zwey Pferde unter ihm getödtet; aber ein drey Tage vorher erbeutetes Pferd, welches ihm ein abspringender Officier sogleich gab, brachte den flüchtenden König aus dem Tumult der Schlacht. *) Sein Entkommen wurde auch noch dadurch

*) Friedrich zeigte gegen eins der Rosse, welches ihn in seinen Feldzügen gerettet hatte, vorzügliche Dankbarkeit. Er empfahl es zur sorgfältigen Verpflegung, ließ ihm das ausgesuchteste Futter geben, hielt ihm einen wohlbesoldeten Mann, ließ es sich von Zeit zu Zeit vorführen, und sandte ihm von der Tafel geschnittene Melonen. Da dieser Blauschimmel vor Alter weiß und unvermögend wurde, selbst aufzustehen, erfand man eine sehr be-

begünstigt, daß ein Officier, als er den von den Kosacken verfolgten König erkannte, sogleich den noch bei sich habenden gesunden Soldaten zurief: Kinder, steht! der König ist noch zurück! da kömmt er, von Kosacken verfolgt! steht! daß wir nur den König retten. Dreißig brave Gemeine folgten diesem Zurufe. Der König jagte unbeschädigt vorbei. Die Kosacken stutzten, und flohen zurück, da sie eine in Anschlag liegende kleine Linie erblickten. Die mehresten von diesen aber, welche den König gerettet hatten, wurden ruhmwürdige Opfer ihrer Königstreue.

Wie sehr der Monarch diese zu schätzen wußte, bewies er noch kurz vor seinem Tode gegen die Familie von Troschke; denn da er vernahm, daß eine Wittwe und hoffnungsvolle Kinder aus dem Geschlecht eines seiner Lebensretter Unterstützung bedürften, so gab er der verwittweten Obristin von Troschke eine Pension, erklärte sich zum Vormund

queme Maschiene, durch welche er mit Rollen zur Fütterung aufgehoben, und zur Ruhe wieder niedergelegt wurde. Nachdem auch das Gebiß des Pferdes so stumpf geworden war, daß es das Futter nicht zermalmen konnte, so ließ es der König schroten. Vermuthlich war dieses eben das Pferd, welches ihm in der Schlacht bei Frankfurt das Leben gerettet hatte. Denn die Kosacken waren ihm einmal schon so nahe gewesen, daß wenn sein Pferd nicht geschwinder über einen holen Weg gesetzt hätte, als die Kosackenpferde, er gewiß erstochen oder gefangen worden wäre.

und Versorger der Kinder, gab den Töchtern Stellen in den besten evangel. Stiftern, und bestimmte für jede ein Kapital zur Ausstattung. Die jüngste dieser Fräuleins wurde im Juli 1791 in ihrem funfzehnten Jahre als Kanonissin zu Wolmirstädt eingeführt.

Den Abend nach der Schlacht nahm er sein Quartier in dem nächstbelegenen kleinen Dorfe; auch hier noch war er in Gefahr, gefangen zu werden; denn er hatte keine Bedeckung bey sich. Nur Ein Page und Ein Livreebediente hielten abwechselnd die Wache *) an der Hausthüre des

*) Wer dieser Page war, sagt folgendes an mich gerichtete Schreiben.

„Sie verzeihen, wenn ich Ihnen mit meinem Schreiben lästig werde. Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern. Ich nebst meinem Bruder bin bei dem unvergeßlich großen Könige Friedrich II. in dem merkwürdigen siebenjährigen Kriege Leibpage gewesen. Sie, bester Freund, waren bey dem Hochsel. Markgraf Karl, welcher ebenfalls mein gnädigster Gönner war. Bis zur Reichenbacher Bataille, wo der König an der Spitze seiner Kavallerie in ausgestrecktem Galopp heraneilte, seine Infanterie zu retten und zu siegen, bin ich im Gefolge des großen Königs gewesen. Dann wurde ich von Sr. Majestät zur Grenadierkompagnie seiner Leibgarde gesetzt. Mein Bruder ward als Leibpage in der Schlacht bei Lignitz, an der Seite des Königs gefährlich blessirt, und ist invalide vor 3 Jahren gestorben. Ich bin in den Bataillen bei Kunersdorf und Torgau blessirt worden, und fühle beim herannahenden Alter

Bauernhauses. Einige verwundete Soldaten, welche in dem Dorfe lagen und gehört hatten, daß der König da sey, rafften sich auf, zogen ihren Säbel, und löseten den Pagen ab, bis es bekannt wurde, daß der König in diesem Dorfe sey, und dies Hauptquartier mit einer ordentlichen Wache besetzt wurde. Man hatte ihm zwar ein Bette gemacht, aber er ließ sich Abends um 11 Uhr seine Chatulle geben, schrieb bis um 2 Uhr, da er sich

dies Uebel immer mehr. Ich erinnere mich aber gern der merkwürdigen Begebenheiten, denen ich als Augenzeuge beigewohnet habe.

Und da finde ich denn, würdigster Freund, dasjenige, was Sie dem Publikum bekannt gemacht haben, ganz der Wahrheit angemessen. Ich bin derjenige Page, von welchem Sie in Ihrer Rettungsgeschichte sagen, daß er den unvergeßlichen König in der Schlacht bei Kunersdorf allein bewacht hat. Ich bin so vielmehr gerührt, da alles so deutlich von Ihnen bestimmt ist. Sollten Sie noch Gelegenheit haben, eines und das andre von den wichtigen Begebenheiten des großen Königs dem Publiko bekannt zu machen, so bitte ich ergebenst, mich davon zu avertiren. Ich ersuche nochmals, mir dieses Schreiben nicht übel zu deuten, und versichert zu seyn, daß ich bin rc.

Mürkowsky in Schlesien,
den 25sten May 1792.

Freiherr von der Henneberg,
Hauptmann der ersten Garde.

Bitte die Antwort auf mein zweites Gut Altengrottkau, nahe bei Grottgau in Schlesien zu addressiren.

dann wieder zu Pferde setzte, in Begleitung des Generals von Prittwitz sein geschlagenes Heer sammelte, und wieder mit preußischem Heldengeist belebte. Auch gegen diesen seinen Begleiter erwieß sich der König nicht nur durch Avancement, sondern auch durch Beschenkung mit großen Gütern dankbar. Er und der General von Leschwitz empfingen aus der Allodialerbschaft des Markgraf Carl Landgüter von großem Werthe.

Der König war über die verlorne Frankfurter oder Kunersdorfer Schlacht ganz ungewöhnlich niedergeschlagen. Er ritt immer allein, sprach mit niemand. Seine Seele empfand das Unglück des Staats. Niemand unterstand sich, ihn anzureden. Der damalige Obrist und Generaladjutant von Krusemark wagte es endlich, dem Monarchen vorzustellen, wie nothwendig es sey, seine Betrübniß und seinen geheimen Kummer unter der ihm sonst gewöhnlichen Miene der Unerschrockenheit zu verbergen, und mit Officieren und Gemeinen unbefangen zu sprechen. Sogleich sahe man auch wirklich den sonstigen Friedrich wieder in der ihm eigenthümlichen Größe. Wer die geschlagene Armee den Tag vorher gesehen hatte, der hielt sie heute für ein vom Siegeskampfe triumphirend zurückgekommenes Heer. Muth und Freudigkeit war wieder auf allen Gesichtern verbreitet. So groß war der Einfluß des Feldherrn auf seine Krieger.

In der vor Sonnenaufgang den 15ten August 1760 angefangenen Schlacht bey Liegnitz zeigte sich die Vorsehung auf eine ausgezeichnete Art. Ein östreichischer Officier desertirte nehmlich zum Könige, und eröffnete ihm den Tag vor der Schlacht, daß er von allen Seiten angegriffen werden sollte. Friedrich brach sogleich, in der Nacht vom 14ten bis zum 15ten auf, und wurde schon nach Tagesanbruch Sieger über die Laudonsche Armee. Ungeachtet der Monarch von 2 bis 4 Uhr im heftigsten Feuer kommandirt hatte, war er doch nicht verwundet worden.

Die größten und furchtbarsten Lebensgefahren trafen den großen Mann in der Schlacht bey Torgau den 3. November 1760. Hier war er nicht nur den gewöhnlichen Verwundungen durch Schwerdt oder Kugeln ausgesetzt, sondern er wäre auch beynahe von einem Baume erschlagen worden. Der Angriff des Feindes geschahe nehmlich durch den Wald, in welchen derselbe aus drey vorliegenden Batterieen unaufhörlich Bomben, Granaten und vierundzwanzigpfündige Kugeln werfen ließ, welche durch die von oben herabfallenden schweren Baumäste eine Menge Menschen zu Boden streckten, ehe sie den Feind zu sehen bekamen. Der dicke Arm einer großen Eiche stürzte unweit dem Teiche auf zwey nahe vor dem Könige gehende Mann, erschlug sie, und ein Officier des Stutterheim-

schen Regiments wurde durch das dickere Ende tödtlich verwundet. Nur einen Schritt weiter vor — und der Held wäre unter diesem herabgeschleuderten schweren Eichenaste verwundet oder entseelt niedergesunken.

Hier mußte er absitzen und über die Verwundeten, Leichen und niedergeschossenen Bäume zu Fuß hinübersteigen, um seine Truppen auf die Pläne zu führen. Sie folgten ihm, und brachten die Mordschlünde glücklich zum Schweigen. Der Sieg schien errungen. Da aber der Angriff im Rücken des Feindes durch den Herzog von Holstein und den General Ziethen nicht so schnell hatte geschehen können, nahm der Feind wieder seine vorige furchtbare Stellung, hielt die Schlacht für sich gewonnen, erhob schon das Siegesgeschrey, und Friedrich wurde, von einem Stück Granate vor die Brust getroffen, ohnmächtig vom Pferde gehoben. Alles trauerte! — Doch Ziethen, Möllendorf und Saldern griffen den Feind durch einen noch offenen Weg auf den Siptitzer Höhen löwenmüthig wieder an, und entrissen ihm den Sieg. Der Feind, der bey Tage gesiegt hatte, mußte bey der Nacht über die Torgauer Brücke flüchten. Der König lebte, war gesund und — Sieger. Die Nacht nach der Schlacht brachte der König in der nächstgelegenen Dorfkirche zu. Nie ist leicht in einer Kirche mehr Betrübniß und Freude abwech-

selnd empfunden worden, als hier. Denn Betrübniß herrschte in jedem Herzen, als der König, Markgraf Carl und andre Verwundete aus der, wie es schien, verlornen Schlacht hier ankamen. Aber Freude und Wonne durchschauerte alle Seelen, die Kirche ertönte von Jubel und lautem frohen Danke zu Gott, als man hörte, daß die Schlacht gewonnen sey. Der König setzte sich am Fuß des Altars nieder, schrieb, gab Befehle und schlief dann eine Stunde.

Als er am folgenden Morgen über das Wahlfeld ritt, den Verwundeten sein Beileid bezeigte und für ihre Pflege sorgte, riefen schwer Verwundete ihm zu: „wir freuen uns nur und danken Gott, daß Ihro Majestät leben!" Ein durch den Leib geschossener seinem Tode naher Grenadier des Stutterheimschen, jetzt Prinz Ludwig Ferdinandschen, Regiments sagte: „nun will ich gerne sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und der König lebt!

Gefahren in Belagerungen.

Außer diesen allgemeinen Lebensgefahren war der König auch bey einigen Belagerungen und besondern Kriegesbegebenheiten ganz eigentlich das Ziel einiger Schwerdter und Kugeln. Aus vielen will ich nur zwey Beyspiele anführen. Bey der ersten Belagerung von Prag im Sept. 1744 ritt er der Festung zum Recognosciren

so nahe, daß der Markgraf **Wilhelm** von Brandenburg auf der Stelle neben ihm todtgeschossen wurde. Der Kommandant hatte den König fragen lassen, wo sein Hauptquartier wäre? Friedrich ließ ihm antworten: „allenthalben.“ Und da dem Kommandanten gemeldet wurde, daß man von dem Walle eine Suite Officier reiten sähe, bey welcher vermuthlich der König seyn würde, so befahl er, ohne Schonung die Kugeln dahin zu forciren, deren eine dann den Markgraf **Wilhelm** dichte neben dem Könige tödtete.

Bey der letzten Belagerung von Schweidnitz, 1762, näherte sich der König mit dem Kronprinzen **Friedrich Wilhelm** dem feindlichen Geschütze so weit, daß dem Pagen von **Pirch** das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen wurde. Dieser Herr von Pirch kam in der Folge als Lieutenant nach Magdeburg, und ist in Straßburg als ein sehr geschätzter französischer General gestorben. Damals war ihm, wie er mir selbst nachher erzählte, nicht wohl zu Muthe, als er auf hohen Befehl bey dem gefallenen Pferde stehen bleiben, das sterbende Pferd absatteln, und unter Begleitung von feindlichen Kanonenkugeln den Sattel ins Hauptquartier tragen mußte. Doch habe, setzte er hinzu, dieses für die Folge seinen Muth gestählt, weil er gesehen hätte, daß der König und der Kronprinz, unser jetziger König, von den auf sie gerichteten Kanonenkugeln nicht getrof-

sen worden wären. Zugleich konnte er auf dem Gesicht des Königs das lebhafte Vergnügen bemerken, womit dieser den Prinzen mitten unter umherfliegenden Kanonenkugeln unerschrocken stehen sahe. Auch wurde dieser künftige König von seinem heldenmüthigen Vater an den Donner des Geschützes schon früh gewöhnt. Denn als der Kronprinz eben das siebente Jahr zurückgelegt hätte, ward er (1751) zum erstenmal zur großen Kanonierrevüe geführet. Da dieser hoffnungsvolle Prinz der Liebling aller Stände war, so fand sich eine große Menge Berliner auf dem Revüeplatz ein. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; man sahe, wie er mit seinem ein Jahr jüngern Bruder Prinz Heinrich wetteiferte, den Kanonen und Mörsern näher zu treten. Und gern hätten beyde Prinzen die Kanonen angezündet, wenn der Graf Bork, Herr Beguelin und Herr von André nicht besorgt hätten, daß die noch zarten Gehörtrommeln der Prinzen Schaden leiden könnten.

Bey der obgenannten Schweidnitzer Belagerung 1762 gaben des jetzigen Königs Majestät als Kronprinz im 18ten Jahre den ersten Beweis einer ausgezeichneten persönlichen Tapferkeit; einen noch größern aber im Bäyerschen Kriege 1779 bey dem Ausmarsche aus Böhmen. Denn im Angesicht der übermächtigen östreichischen Armee deckte er mit wenigen Bataillonen den Rückzug des Königs, postirte und führte seinen Nachtrab so geschickt, daß

kein östreichischer General, ja nicht einmal ein Partheigänger ihn mit Nachdruck anzugreifen wagte. Der Feind blieb mit seinen 60,000 Mann hinter seinen Verschanzungen furchtsam stehen, weil sich ihm Preußens Kronprinz Friedrich Wilhelm respektabel machte. Kaiser Joseph bewunderte den jungen Helden; und Friedrich der Große, welcher Augenzeuge von dieser That gewesen war, umarmte den Kronprinz mit den Worten; „von heute an nicht mehr mein Neveu, sondern mein Sohn.“

Lebensgefahren bey Unterredung mit Spionen.

Die dritte Gattung der Lebensgefahren des Königs war die, daß er oft mit Spionen und Deserteurs allein sprach; auch die Kriegesgefangenen nach einer gewonnenen Schlacht in Reihe und Glied stellen ließ und sich dann mit ihnen unterhielt.

Ich bebte oft bei dem Gedanken, daß unter den Spionen und Ueberläufern ein Meuchelmörder seyn könne. Während der Belagerung von Ollmütz 1758 wurde ein verdächtiger Mensch ins Hauptquartier geliefert, und beym Markgraf Carlschen Regimente verhöret. Man konnte ihn nicht zum Geständniß bringen. Der König ließ ihn ohne Wache zu sich in den Flur des Bauernhauses bringen. Wir, die wir auf der Straße standen, fürchteten, daß dieses ein abgeschickter Bösewicht wäre, bei welchem das

Leben des Königs in Gefahr stünde. Der König aber fürchtete nichts. Binnen einer halben Stunde hatte er das vertraute Verhör mit ihm geendigt, und das Geständniß aus ihm herausgebracht: daß er zur Ansteckung des preußischen Magazins, der Vorstadt und Bäckerei herübergekommen sey. Der König befahl, um andere von ähnlichen Mordbrennereien abzuhalten, ihn den folgenden Morgen aufzuknüpfen.

Einer der Hauptspione, welcher abwechselnd der östreichischen und preußischen Armee diente, hatte gegen einem seiner Vertrauten die psychologische Bemerkung gemacht, daß der König immer mit jedem braven Spion ohne Lebensgefahr allein sprechen könne; denn ein braver Spion sey ein sehr vernünftiger Mensch; und einem vernünftigen Menschen sey es unmöglich Meuchelmörder an einem so großen Potentaten zu werden." Eine fast ähnliche Gesinnung fand ich im Oktober 1757, in Weissenfels bei einem der gefangenen gemeinen Franzosen. Sie waren beinahe wüthend, daß sie durch Abbrennung der Brücke von der französischen Armee waren zurückgelassen worden. Der König ging durch ihre Reihen und sprach mit ihnen. Einer der preußischen Officiere sagte zu einem gefangenen französischen Gemeinen: „wagt unser König nicht viel, daß er sogleich zwischen euch Gefangne geht?" Nein, antwortete der edle Franzose: „einem Monarchen und Helden wie euer König, kann nur ein Rasender Leid zufügen."

So

So hatten auch die großen Talente und Thaten des Königs den Erfolg, daß keine meuchelmörderische Gedanken bei gemeinen Leuten aufsteigen konnten. Aber vielleicht waren auch die Jesuiten nicht mehr so wirksam, als in jenen Zeiten, da sie leichtgläubige Menschen gegen Oraniens und Frankreichs große Prinzen des Meuchelmords fähig machten.

Zufällige Lebensgefahren.

Auch zufällige gefährliche Ereignisse schadeten seinem theuren Leben nicht.

Als er im Juny 1757 die Armee von Collin und Prag ins Lager bey Leutmeritz führte, nahm er sein Quartier auf dem Schlosse des Fürsten von Fondy. Des Königs Schreibtisch stand unweit dem Kamin. Als er eben vom Tische aufgestanden war, und sich der Thüre genähert hatte, um jemand zu sprechen, stürzte das Kamin ein. Es würde ihn zerschmettert haben, wenn er nicht zufällig entfernt gestanden hätte.

Wenige Tage nachher brach in Leutmeritz unter seinem Wohnzimmer Feuer aus, wurde aber zu seiner Rettung bald gelöschet. Einige argwohnten, daß beide Gefahren von boshaften Menschen veranstaltet wären; aber es ist ungegründet. Als ich zwei Jahre vor dem siebenjährigen Kriege in Königswusterhausen wohnte, zeigte mir ein alter Schloßbedienter den Ort am Flusse, wo der König als junger Prinz auf der Jagd beinahe wäre er-

schossen worden, weil er sich von dem ihm angewiesenen Platze entfernt hatte. Die Kugel durchlöcherte nur seinen Jagdhut, und verursachte ihm eine kleine Betäubung. In der Folge drohete ihm eine ähnliche Lebensgefahr. Sein auf dem Jagdwagen in Arm habendes Gewehr ging los, und würde ihm den Kopf zerschmettert haben, wenn er sich nicht zufällig in eben dem Augenblick auf die andere Seite gebogen hätte.

Geflissentlich übergehe ich zwei andere Lebensgefahren; da ihn die erste Kammerfrau seiner Frau Mutter, Madame Ramm, rettete; — und der Fürst Leopold von Dessau 1730, das über ihn niedergesetzte Blutgericht vernichtete.

Der Hochverrath.

Der Hochverrath des treulosen Baron Warkotsch wurde in eben dem Zeitpunkte entdeckt und vernichtet, da der König getödtet, oder als Gefangner dem feindlichen General Laudon durch den Obrist von Wallis sollte übergeben und zu Wien im Triumph eingeführt werden.

Ich begnüge mich, hier nur aus der Menge der Lebensrettungen des Königs, diese letzte wichtigste Begebenheit auszuheben; und so berichtigt aufzuzeichnen, wie sie durch zuverlässige Gewährsmänner nur irgend werden konnte.

Und da diese Rettung so viel wichtiger durch den Zeitpunkt wird, in welchem sie geschehen ist, so

will ich meine Leser zuförderst auf den damaligen Kriegesschauplatz zurückführen, und sie an die gefahrvollen Situationen erinnern, in welchen sich der König vier Monat vor dieser Verrätherei befand.

Zweiter Abschnitt.

Darstellung der Gefahren, in welchen sich der König in den vier Monaten August, September, Oktober und November bis zur Entdeckung der Warkotschen Verrätherei befand.

Oestreichs, Rußlands, Frankreichs und die mit ihnen verbündeten Regenten hatten im Winter und Sommer 1761 ihre ganze Staatskunst und Kriegsmacht aufgeboten, um Preußens Untergang in diesem Feldzuge zu vollenden. Es waren fast unerschwingliche neue Kopf-, Dienst- und Vermögenssteuern von kaiserlichen Unterthanen erpresset. Man hatte für achtzehn Millionen Papiergeld verfertiget, und eine Staatslotterie von drei Millionen angelegt, um zur Bekämpfung der Preußen Geld in Ueberfluß zu haben. Die kaiserliche Armee ward durch den noch übrigen Kern junger und be-

jahrter österreichischer Landeskinder weit über 200000 Mann verstärkt.

Rußland strengte alle seine Kräfte an, den König endlich niederzukämpfen. Durch geliehenes und erpreßtes Geld wurden seine Kriegesschaaren bis auf 140,000 Europäer und Asiaten vermehrt. Im August 1761 vereinte sich der größte Theil dieses großen russischen Heeres unter Butterlin und Czernischew in Schlesien mit den Oesterreichern. Mit dieser ungeheuren Macht umlagerten sie den König bei Buntzelwitz und Schweidnitz, und ließen ihm außer den Festungen, von ganz Schlesien nur so viel als sein Lager umfaßte.

Heinrich, der Bruder des Königs, war von Daun und der Reichsarmee in Sachsen umzogen, und der größte Theil dieses Churfürstenthums in östreichischer Gewalt.

In Pommern waren die Schweden und Russen Meister. Der Prinz von Bevern in Stettin, der Major von Heyden in Collberg, und der Prinz Eugen von Würtemberg sahen sich von ihnen in die Enge getrieben und das Land verwüstet.

Das Königreich Preußen war schon 5 Jahr völlig unter russischer Bothmäßigkeit.

100,000 Franzosen hinderten die allirte Armee dem Könige in seiner Bedrängniß beizustehen, und einige Englische Minister machten unter Frankreichs Einfluß Englands Beistand wankend.

So stand der bedrängte König' vom 20sten August bis zum 25sten September 1761 bei Bunzelwitz eine Meile von Schweidnitz. Von allen Seiten sahe er sich von Gefahren umgeben. Dem Mangel an Proviant konnte er nur durch kümmerliche Zufuhr aus Schweidnitz und Breslau abhelfen. Die Schwäche seines Heeres nöthigte ihn, sich durch Berge, Anhöhen, tiefe Wolffsgruben, und zwischen diesen durch Fladdermienen vor einem feindlichen Angriff zu sichern. Das Bunzelwitzer Lager glich einer von 180,000 Mann eingeschlossenen Festung, welche nicht Mannschaft genug hat, ihre Außenwerke zu besetzen. Dem Abgang der Kanonen half der König durch ein Blendwerk ab, indem er abwechselnd Bäume in die Schießscharten der aufgeworfenen Batterieen fahren, und sie dann bald wieder mit Geschütz vertauschen ließ. Auch die Stellung der Armee veränderte er oft, damit die Leute die nöthige Leibes-Bewegung hatten, und der Feind nie wissen konnte, was für Regimenter er bei Bestürmung des Lagers vor sich finden würde. Auf der schwächsten Seite, wo er des Nachts einen feindlichen Angriff befürchten mußte, zog er alle Abend nach 10 Uhr, ohne Rücksicht auf Regen und Kälte, gleichsam auf die Wacht; setzte sich auch oft zum Feuer seiner Gemeinen, die dann ein Paar Wachtmäntel ausbreiteten, einen Rock zusammenrollten

und ihm solchen mit der Bitte untern Kopf legten, daß er ein Stündchen in seinem Mantel eingehüllt schlafen möchte. *) Und nun sagten sie: „wenn Fritze bei uns schläft, ists so gut, als wenn unserer 50000 wachen. Nun mag der Feind kommen; ist Fritz bey uns, so fürchten wir den Teufel nicht; aber der Teufel muß sich vor ihm und vor uns fürchten. Denn Gott ist mächtiger als der Teufel; und der König klüger als unsere Feinde."

In der That war es auch nur dieser den Feinden bekannte Heldenmuth, welcher das übermächtige österreichische und russische Heer abhielt, den eingeschlossenen König in seinem Lager anzugreifen.

Er ließ es nicht dabei bewenden, daß er sich in dieser Bunzelwitzer Feldfestung unangreiflich machte; seine Standhaftigkeit und Klugheit bewirkten endlich

*) Er pflegte denen, die ihm bei seiner nächtlichen kurzen Ruhe behülflich gewesen waren, ein Trinkgeld reichen zu lassen. Aber Ein edler Musketier weigerte sich standhaft es anzunehmen. Er sagte: „Geld genug habe ich; denn da man im Lager nichts zu kaufen bekommen kann, so habe ich mir schon mehr als 1 Rthlr. von meinem Traktement gespart. Mir ists jetzt um die Ehre zu thun. Nähme ich Geld, so würden die Kameraden sagen, ich hätte es nur ums Trinkgeld gethan." Das war edel! Auch viele gemeine Leute haben feines Ehrgefühl; möchte es nur nicht durch manche grobe Befehlshaber weggeflucht oder weggeprügelt werden; wie viel größer würde dann Muth und Willigkeit seyn.

auch eine Trennung der feindlichen Heere. — Denn da in Schlesien die Hungersnoth wüthete, und die Russen nur kümmerliche Zufuhr aus Polen haben konnten, so trennten sie sich von den Oestreichern. Nur Czernischew blieb mit 20,000 Russen bei Laudon. Das große Russische Heer unter Graf Butterlin aber mußte den 9. Septbr. 1761 sein Lager unweit Striegau verlassen, und den 16. Septbr. durch Liegnitz bey Steinau über die Oder nach Polen zurückgehen. Diese große russische Armee ließ sich zu ihrer Sicherheit durch den General Beck mit einem starken österreichischen Korps bis an die Oder begleiten. So groß war die Furcht der Russen vor Friedrich. Sie besorgten: er werde schnell aus einem Lager hervorbrechen, sie auf ihrem Marsche angreifen, oder ihnen doch den Uebergang über die Oder erschweren. Aber alles dieses that Friedrich nicht. Er hatte einen ganz andern Plan gemacht. Dieser bestand darin: daß er die Russen nicht nach Polen verfolgen, sondern ihneu dort zuvorkommen, ihnen ihre Magazine vor dem Munde wegnehmen, ihre Wagenburg erobern, und die Russischen Fortschritte in Pommern verzögern wollte.

Der Generallieutenant von Platen mußte zu dem Ende mit 14 schwachen Bataillons und 25 Eskadrons den 11ten September 1761 still aus dem Bunzelwitzer Lager aufbrechen, der Scharfsichtigkeit des sonst aufmerksamen Generals Laudon entgehen, und unter den Kanonen von Breslau die Oder nach

Polen passiren. Mit Geschwindigkeit und Muth griff Platen schon den 14. September die russische Bedeckung bei Kobbelin an; kämpfte den 15ten bey Gostia mit den Russen, brach in ihre Wagenburg ein, verbrannte ihnen 3000 Wagen, machte 1800 Gefangene, nahm ihnen die eine halbe Million werthen Magazine weg, und vereitelte so ihren Operationsplan.

Die Russen gingen hierauf eilend nach Pommern, um Collberg zu erobern. Aber auch hier hatte ihnen Friedrich schon vor ihrer Ankunft Hindernisse zubereitet; denn eben der General Platen, welcher bei Gostia die russischen Magazine ruinirt hatte, stand schon den 2. Oktober (1761) zu ihrem Erstaunen bei dem Dorfe Spite, zwei kleine Stunden von Collberg in Hinterpommern. Er bestürmte die russischen Verschanzungen, und öffnete sich mit seiner geringen Mannschaft durch Bajonet und Säbel den Weg zur Vereinigung mit dem Preußisch-Würtembergischen Corps. Dadurch verzögerte er wenigstens die Eroberung von Collberg bis zum 16. Decemb. 1761, da Mangel und Schwäche den in der preußischen Kriegesgeschichte unvergeßlichen Commendanten, Obristen von der Heyde nöthigten, seinen viele Monate vertheidigten Collberger Steinhaufen zu übergeben.

Nun war Pommern, wie es schien, unwis

derbringlich verloren; und Schlesien stand in Gefahr, durch die österreichische Uebermacht überwältigt zu werden. Indeß blieb der König in seinem ersten Lager bei Bunzelwitz nicht unthätig stehen, sondern unternahm am 25. Sept. 1761 einen kühnen Marsch in das offne Feld, indem er sich nach Oberschlesien wandte. Sehr gewagt schien es freilich, daß er mit seinem kleinen Heere im Angesicht von 130 feindlichen Bataillonen und zweihundert und vierzig österreichischen und russischen Schwadronen hervorbrechen, und ohne vom Feinde beobachtet und gehindert zu werden, ein neues Lager nehmen wollte. Aber die Nacht und ein dicker Nebel, welcher den 25. September 1761 beim Aufgange der Sonne aufstieg, zog einen Vorhang, hinter welchem er vom Feinde unbemerkt auf die andere Seite von Schweidnitz nach Pültzen vorrükken konnte. Er ging über Nimptsch, setzte sich den 29. September 1761 ins Lager bei Nossen jenseits Münsterberg. Hier stand er schlachtfertig, und hoffte, Laudon würde ihm folgen, sich von Schweidnitz entfernen und Oberschlesien zu decken suchen. Aber nur Droskowitz eilte dem Könige zuvorzukommen. Brenntanow folgte dem preußischen Heere auf dem Fuß; und ein anderes Korps unter Barco begleitete ihn zur Seite. Die feindliche Armee unter Laudon und Czernischew blieb im Gebirge gegen Schweidnitz stehen.

Doch endlich kam der für Oestreich glückliche und für den König höchst betrübte Octobermonat heran. Der Mangel an Magazinen, und die allenthalben hinter Verschanzungen und Bergen stehenden Feinde, machten es nicht nur unmöglich, Schlesien zu befreien, sondern es ging auch in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oct. 1761 die wichtige Festung Schweidnitz auf eine unverantwortliche Art verlohren. Der östreichische General Laudon, welcher es nicht gewagt hatte, im Angesicht des Königs eine förmliche Belagerung zu unternehmen, beschloß den Platz zu überraschen. Und dieses gelang ihm. Nicht die Treulosigkeit, aber die strafbar wenige Vorsicht des Commendanten, General von Zastrow, machte es möglich, daß von Abends um 9 Uhr des 30. Septembers bis 3 Uhr früh den 1. Oktober 1761 auf jedes der vier schweidnitzischen Festungswerke eben so viele feindliche Colonnen aus dem nahen Gebirge plötzlich hervorströmen, und sich mit Waffen und Leitern zum Sturm fertig halten konnten. Der General Laudon hatte durch Versprechung großer Geldbelohnungen und durch viele Fässer Brandwein den Muth der Truppen erhöht. Die Ersteigung der Festung geschahe mit wenigem Verluste, und 3,000 Preußen wurden zu Gefangnen gemacht, welche, wenn sie wohl angeführt worden wären, 30,000 Belagerern widerstanden hätten.

Der König verlohr an viertehalb hundert Stück großes und kleines Geschütz, über drei hundert Tausend Portionen Brod, ein ansehnliches Korn und Fouragemagazin und 300,000 Thaler Geld. Die Bürger wurden jämmerlich geplündert. Kurz, binnen drei Stunden erlitte der König, die Stadt und Armee einen mehr als eine Million betragenden Schaden, und alle Hoffnung auf Rettung des Staats war verschwunden.

Die Gegenwart und das Leben des Königs waren also noch das Einzige, was den guten Muth seiner getreuen Unterthanen und braven Soldaten aufrecht erhielt.

Aber auch diese Stütze fing an zu wanken, da Friedrich im Oktober von einem so schmerzlichen Podagra befallen wurde, daß er das Zimmer hüten mußte. Und da man sich einander heimlich ins Ohr sagte: der König selbst werde von Ueberdruß des Lebens bestürmt, so verbreitete dieses einen ganz ungewohnten Mißmuth im Heere, welcher auch durch Briefe über das ganze Land ausgedehnt wurde. Nie weiß ich mir einen Zeitpunkt der siebenjährigen Kriegsgefahren zu erinnern, wo die Bekümmerniß so hoch gestiegen wäre, als in diesem Monat.

Der Hauptgrund von der innigsten Betrübniß und dem Mißmuthe des Königs lag in der Unzu-

friedenheit mit sich selbst: daß er das feste Lager bei Bunzelwitz verlassen und der Feind dadurch freie Hand bekommen hatte, Schweidnitz zu überrumpeln. Auch übel unterrichtete feindliche Generale warfen ihm die frühe Verlassung des unangreiflichen Lagers vor, und flüchtige französische Schriftsteller haben ihn deshalb getadelt. Aber wem die wahren Umstände bekannt sind, der wird den König rechtfertigen. Denn blieb er länger in diesem eingeschlossenen festen Lager stehen, so mußte er befürchten, daß sein Heer durch Krankheit aufgerieben würde. Dies bewies folgende kleine Begebenheit, welche den großen Entschluß des Königs, seinen Abmarsch zu beschleunigen, veranlaßte. Es war nehmlich ein denkender und für das Wohl der Krieger besorgter Feldarzt gerade beschäftigt, mit einem Stocke in dem Graben, über welchen die Soldaten ihre Nothdurft verrichteten, herumzurühren, und unter bedenklichem Kopfschütteln den Abgang der Natur zu beriechen, als der König vorbeiritte und ihn lächelnd fragte: was er da für Wohlgerüche suche? Der Arzt antwortete: ich untersuche die Beschaffenheit dieses Unraths, und betrübe mich, daß der wenige Geruch und die schlechte Farbe dieses Abgangs, die fast völlige Ausmergelung der Leute anzeigt; auch bin ich überzeugt, daß die schon angefangenen Krankheiten bald überhand nehmen werden. Der König schien diese

freimüthige Warnung nicht ungnädig aufzunehmen; antwortete aber nichts; und verließ zwey Tage nachher dieses Hungerlager bei Bunzelwitz. *) Er wandte sich nach der oberschlesischen Gränze hin, weil er hoffte, da seine Versorgunskunst besser zeigen zu können. Er bestätigte hier durch die That, was er in seinem fünften Kriegsgesange so schön und lehrreich sagt:

Laß — —
Die Vorrathshäuser mit den Gaben füllen,
Die Ceres dir gewährt. Die Kunst zu siegen
Wird nur durch Versorgungskunst vollkommen.

Dies Heer, dies Volk, das deiner Führung sich
Vertraut, wird zweimal alle Tage krank;
Die Krankheit, ungeheilt, kann tödtlich werden.

*) Die russischen und östreichischen Heere und ihr zahlreicher Troß hatten in dieser Gegend alles so aufgezehrt, daß viele Gebürgs-Einwohner verhungert seyn würden, wenn der Himmel nicht ein für den Wachsthum der Schwämme (Pilzen) fruchtbares Wetter gegeben hätte. Diese waren ihr Manna. Sie wuchsen so häufig, daß fast in jeder Nacht der Vorrath wieder ersetzt wurde, welchen man zur Verspeisung des vorigen Tages in den feuchten Thälern gesammlet hatte. Schon mit Sonnenaufgang sahe man Kinder und Greise mit dieser Ernte beschäftigt. Die Liebe zum König würzte diese sonst unschmackhafte Speise. Eben diese Liebe lehrte auch Officiere und Gemeine im Lager bei schmaler Kost zufrieden bleiben.

Allein kein Aeskulap heilt diese Krankheit,
Nur Vorrath kann's. Hast du für Vorrath nicht
Gesorgt, so siehst du bald in deinem Lager
Aus seiner öden grauenvollen Höhle
Das magre traurige Gespenst erscheinen,
Den Hunger. Von der Krieger Wangen flieht,
Vor ihm das braune Roth, und jedes Merkmal
Gesunder Kraft; sie wandeln blaß und matt,
Mit Müh einher. Und mit dem Hunger kommen
Muthlosigkeit, Verzagtheit, Widerwillen,
Verlangen dir die Leiden zu vergelten,
Die sie empfinden. Einer Seuche gleich
Verbreiten diese Uebel sich. Sie brechen
In laute Klagen, oft in Ungehorsam,
Oft in Empörung aus. In einem Lager,
Wo der Gesunden Wenig sind, wo viel
Der Kranken, viel auch der Gestorbenen: Sprich
Was soll dich retten, wenn der Feind dich angreift?
Vorher schon habe Vorsicht dich gerettet!
Durch sie gebrech' es nie in deinem Lager
An Vorrath. Fern bleibt dann von dir die Noth,
Die schrecklicher, als Niederlage ist.

Alles dieses verhütete der König durch den Abzug von dem Bunzelwitzer Lagerplatze. Er blieb auch zu Groß-Nossen, so nahe bei Schweidnitz, daß der Feind keine förmliche Belagerung unternehmen konnte. Friedrich hatte also auch nicht Ursache, sich die Schuld des Verlustes dieser Festung zuzu-

schreiben. — Aber der Gemüthskranke ergreift alles, was seine Schwermuth vergrößern kann. —

Schon hatte die feindliche Armee in der Mitte des Oktobers 1761 ihren Plan zum Angriff des Königs bei Groß-Nossen gemacht. Laudon glaubte bei der Krankheit des Königs und der Schwäche des Heeres den großen und letzten Angriff am sichersten thun zu können. Die Vorsehung aber gab dem Könige die Gesundheit wieder; und der sichtbare Kummer seines Gemüths ward besiegt. Er stieg wieder zu Pferde, ritt munter durch das Lager, und sprach mit Officieren und Gemeinen in heiterm Tone. Er machte verschiedne musterhafte Bewegungen mit seiner Armee; und da er vermuthete, der Feind würde ihn von Breslau abzuschneiden suchen, und sich bei Strehlen setzen, so beschloß er, ihm zuvorzukommen. Er brach deshalb den 6. November aus seinem Lager bei Neustadt, zwei Meilen von Neiße, auf, kam gegen Abend zum Baron Warkotsch nach Schönbrunn, ließ sich in dunkler Nacht durch den Jäger des Barons nach dem Berge bei Strehlen führen, setzte sich hier an die Spitze des ihm folgenden Heeres, und bezog glücklich vor Ankunft des Feindes das Lager bei Strehlen am Flusse Ohlau. Von hieraus zeigte er dem Feinde wieder, daß er mit seinem kleinen Heere stark genug sey, Laudons dreifache Absicht zu vereiteln; denn die

ser drohete, die Armee anzugreifen, — Breslau zu überrumpeln — und die Festung Neiße, so wie es ihm mit Glatz gelungen, durch Verrätherei zu erobern. Deshalb sandte der König den Prinzen Franz von Bernburg=Schaumburg mit seinem Regiment, die Besatzung von Neiße zu verstärken, und Ein Korps schickte er ab, um Breslau zu decken.

Da man also auf feindlicher Seite sahe, daß der bedrängte König auch bei der Schwäche seines Heeres mit bewundernswürdiger Klugheit, Tapferkeit und Stellungskunst den feindlichen Kabinettern und übermächtigen Heeren die Spitze bot; daß auch kein Schwerdt, keine Kugel oder irgend ein Unglücksfall ihn treffen und tödten wolle: so faßte einer der treulosen königlichen Vasallen, der Baron von Warkotsch, den schauderhaften und verabscheuungswürdigen Entschluß, den König gefangen oder todt in die Hände des Feindes zu liefern.

Dritter Abschnitt.

Ursprung und Fortgang der durch eine höhere Hand plötzlich vereitelten Verrätherei des Barons von Warkotsch. Aus der gerichtlich attestirten Aussage des Heegemeisters Kappel.

Der gewissenhafte Geschichtschreiber muß keine Sorgfalt und Mühe sparen, die Wahrheit seiner Erzählung durch bewährte Augen- und Ohrenzeugen außer Zweifel zu setzen. Und da kann denn außer den in Königlichen Archiven befindlichen Akten niemand ein besserer Gewährsmann seyn, als der vertrauteste Bediente des Verräthers, der noch (1797) lebt, und bei vollem Gebrauche seiner Geisteskräfte ist. Es hat daher mein würdiger Campagnefreund, der Herr Oberforstmeister von Schönfeld, als Verehrer des großen Königs, den Geschichtschreibern den Dienst und mir die Gewogenheit erwiesen, alles, was aus dieser Quelle für die Biographie des Monarchen zu schöpfen war, ins Reine zu bringen *).

*) Herr von Schönfeld hat dem ganzen siebenjährigen Kriege zuerst als markgräflicher, und dann als königlicher Flügeladjutant rühmlich beigewohnt. Seines großen Edelmuths ist schon im Campagneleben eines preuß. Feldpredigers ꝛc. (Berlin in Karl Matzdorffs Buchhandlung) gedacht worden. Ich kann aber dieses edlen Mannes nicht erwähnen,

Ich sandte nehmlich die vom Herrn Postmeister und Rathssenior Stiller unterm 10. September 1790 mir gütigst überschickte, eigenhändige Nachricht nach Oranienburg, und bat: den Herrn Heegemeister Kappel vernehmen zu lassen, ob sich alles der Wahrheit gemäß niedergeschrieben finde? Darauf erhielt ich denn nachstehendes, hier wörtlich abgedrucktes Protokoll, und folgenden von dem Heegemeister, Herrn Kappel, selbst verfaßten und eigen-

ohne ihm und dem noch lebenden gelehrten ehemali- Flügeladjutanten, Herrn von Aderkaß, öffentlich meine Achtung und Dankbarkeit zu bezeigen: wegen der wichtigen Dienste, welche sie der großen Sache und mir persönlich geleistet haben. Sie waren ganz von dem Geiste des Markgrafs Carl beseelt, und hatten es sich zum Gesetz gemacht, das feindliche Land zu schonen, gewaffnete Feinde aber muthig zu bekämpfen. Die Namen solcher Flügeladjutanten verdienen es denn wohl, vor allen andern in ein preußisches Geschichtbuch eingetragen zu werden.

Herr Hauptmann von Aderkaß hatte schon als Lieutenant, vor Eröffnung des Feldzugs, an der Bildung geschickter Officiere, vereint mit dem Könige, gearbeitet. Denn bekanntlich ließ Friedrich von Zeit zu Zeit junge Officiere nach Potsdam kommen, um sie theoretisch und praktisch in der Kriegskunst zu unterrichten. Und dabei war Herr von Aderkaß ein ruhmwürdiger Gehülfe.

Nach seinem Abgange von der Armee übernahm er die Ausbildung des vortrefflichen jetzt regierenden Grafen von Wernigerode, welcher unter Deutschlands Edlen durch seine Gelehrsamkeit und Sanftmuth sich auszeichnet.

händig unterschriebenen Aufsatz über den Anfang und Ausgang dieses schauderhaften Vorhabens:

Verhandelt Oranienburg, den 24. November 1790.

Erscheinet auf Verlangen der Königl. Heegemeister, Herr Mathias Kappel, aus Germendorf Amts Oranienburg. Es wurde demselben eröffnet, wie man aus seinem Munde eine ausführliche Erzählung der Warkotschen Verrätherei zu haben wünsche. Derselbe giebt hierauf zu vernehmen, wie er seinen, besonders durch diese Verrätherei merkwürdigen Lebenslauf selbst aufgesetzt habe, und diesen Aufsatz hiermit übergeben wolle. So wie diese Verrätherei hierin erzählt worden, verhalte sie sich wirklich. Da nun dieser Aufsatz, in Ansehung dieses Vorfalls, mit der von dem Herrn Konsistorialrath und Inspektor Küster zu Magdeburg, dem Herrn Oberforstmeister von Schönfeld mitgetheilten Erzählung des Postmeister Stiller zu Strehlen von dieser Sache, in vielen Umständen nicht übereinstimmt, so wurde dem ꝛc. Kappel die letztgedachte Stillersche Erzählung selbst vorgelesen, und dessen Erläuterung darüber gefordert, welche derselbe dahin abgiebt: Es ist unrichtig, daß der ꝛc. Warkotsch die Breite der Ohlau mit einem Stecken ausgemessen, welches ich, da ich den Baron immer ins Hauptquartier begleitet, sonst hätte sehen müssen. *)

*) Es ist wohl möglich, daß der Herr Postmeister

„Das Pettschaft des Barons habe ich, da ich den Schlüssel zum Kabinet des Barons hatte, selbst gehabt, bin damit zum Prediger Gerlach gegangen, habe dort den erbrochenen Brief durch den Prediger abschreiben lassen, und darauf, nachdem die Abschrift des Briefes wieder versiegelt worden, das Pettschaft wieder an Ort und Stelle hingelegt.

„Den Brief selbst habe ich nicht nach Siebenhuben an den Curatus Schmidt, sondern nach dem Kloster Henrigau am Gebirge an den General Wallis bringen sollen, solchen aber statt dessen den 29. November an den König übergeben, und bloß die Abschrift durch meinen damaligen Lehrburschen Bennelt dem General Wallis zustellen lassen. Mehrerwähnter Brief selbst lautet auch nicht so, wie er in der Stillerschen Erzählung aufgeführt ist, sondern so, wie ich ihn in den abgegebenen Aufsatz eingerückt habe.

„Dieses kann ich mit desto mehrerer Gewißheit versichern, da ich von diesem Briefe, ehe ich ihn dem Könige übergeben, auf dem Wege nach dem Hauptquartier und zwar auf dem Vorwerk Kasserei nochmals Abschrift genommen habe.

„Der Bruder des Verräther Warkotsch ist 1756 im Karlsbade wirklich am Schlagfluß gestorben und nicht im Duell erstochen worden. Dem Hauptmann

. Stiller die Ausmessung in einem Moment bemerkte, da der Bediente seine Augen gerade nicht auf die Beschäftigung seines Herrn gerichtet hatte.

von Rabenau ist die Arretirung nicht legér, sondern in der Art befohlen worden, daß er, sobald der Baron arretirt sey, solches dem Könige durch das beste Pferd vom Kommando melden lassen solle, um im Falle dann noch ein stärkeres Kommando zu dessen Abholung abzusenden.

„Ungegründet ist auch der Umstand, daß der Baron, als er mit einem österreichischen Kommando in der Nacht vom 29. Dec. 1761 nach Schönbrun zurückgekommen, meiner Frau Ohrfeigen gegeben haben soll. Vielmehr hat er ihr, weil sie sich, da sie allein war, eingeschlossen hatte, sehr freundlich zugerufen: „Liebe Susel mach auf!" auch gleich nach seinem Eintritt nach mir gefragt, weil er damals noch glaubte, daß ich gefangen und so die Sache verrathen sey.

„Endlich so hat der Curatus Schmidt bei dem Herrn von Nimptsch zu Nimptsch (nicht Algersdorf) arretirt werden sollen. Weiter weiß ich zur Berichtigung jener Erzählung nichts anzuführen.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben den 6. Januar 1791.

Mathias Kappel.

Nachricht

von dem unglücklichen und verrätherischen Vornehmen des Barons von Warkotsch, gewesenen Erbherrn von Schönbrunn und Ober- und Niederrosen, nebst Kasserei in Schlesien, zwei Meilen hinter Strehlen, gegen den König von Preußen, den 29sten November 1761.

Ich Mathias Kappel bin den 15. Januar 1726 gebohren im Königreich Böhmen unter dem Grafen von Wratislaus zu Mitrowitz. Habe 1755 als Jäger Dienste bei dem Baron von Warkotsch in Mähren zu Ollmütz angenommen, welcher zu der Zeit als Hauptmann unter dem Regiment Marquis von Potta gestanden. 1756 bin ich von Ollmütz mit demselben ausmarschirt, da der Krieg mit dem Könige von Preußen anfing. Mein gewesener Herr und ich sind aber nicht weiter gekommen, als bis Königsgrätz, da wir Nachricht erhielten, daß sein einziger Bruder, als Kammerherr bei dem Könige von Preußen, in Karlsbad mit Tode abgegangen sey. Da nun mein Herr der einzige Erbe von den Gütern seines verstorbenen Bruders in Schlesien geworden war, so mußte er den Feldzug verlassen und bei der Kaiserin Maria Theresia seinen Abschied suchen. Er reisete daher mit mir nach

Wien; nach Erhaltung des Abschieds sind wir den 15. September 1756 in Schiesien auf den bemeldeten Gütern Schönbrunn eingetroffen.

Sobald der Baron die preußische Regierung kennen gelernt und gesehen hatte, daß er mit seinen Unterthanen nicht machen konnte, was er wollte, so faßte derselbe gegen den König von Preußen einen unauslöschlichen Haß, und ließ sich öfters gegen mich in den bittersten Ausdrücken merken: wenn nur die Oestreicher erst Schlesien erobert hätten, dann wollte er die Bauern zu Paaren treiben, da er versichert wäre, alsdann in dem Lande ein großer Herr zu werden; und aus mir wollte er einen andern Mann machen. Zu dem Ende ergriff der Baron die erste Gelegenheit, den König von Preussen an die Oesterreicher zu überliefern. Die gelegentliche Zeit wollte sich aber niemalen dazu finden, bis endlich 1761 der König den 8. November von Neustadt hinter Neiße bei uns auf dem Schlosse Schönbrunn gegen Abend eintraf, bei dem Baron nur ein Nachtquartier nahm, und den folgenden Morgen um vier Uhr wieder seinen Marsch antrat.

Um 12 Uhr in der Nacht verlangte der König den Baron zu sprechen, welcher demzufolge sogleich in des Königs Schlafzimmer erschien. Der König fragte denselben: „ob er nicht einen Menschen habe, auf dessen Treue er sich verlassen

könnte?" Der Baron antwortete: ob er gleich nicht wisse, wozu Ihro Majestät den Menschen brauchen wollten, so wäre er doch versichert, daß sein Jägerbursche ein redlicher Mann und ihm gewiß in aller Absicht treu wäre. Der König befahl dem Baron mich zu rufen, er wollte mich sprechen. Sogleich rief mich mein Herr: ich sollte beim König in sein Zimmer kommen. Wie ich beim Könige ins Zimmer trat, fand ich denselben auf einem Lehnstuhle beim Kaminfeuer völlig angekleidet sitzen. Der König fragte mich: seid ihr der Jägerbursche vom Baron? ich antwortete: ja Ihre Majestät; wißt ihr hier in der Gegend guten Bescheid? ja Ihre Majestät; könnt ihr mich wohl von hier nach Strehlen bringen? es ist aber sehr finster. Ich antwortete: ja Ihre Majestät, wenn Sie nur befehlen, welchen Weg ich nehmen soll; es sind zwei Wege von hier nach Strehlen. Der König antwortete mir: über **Riegersdorf** durch das Königl. Vorwerk **Melter** und **Treppendorf**; dieses wäre der Fußsteig nach Strehlen, ich sollte mich nur um vier Uhr des Morgens mit einem guten Reitpferde vor dem Schlosse fertig halten. Ich sagte meinem Herrn, was der König haben wollte. Zu dem Ende mußte ich ein gutes Reitpferd haben, warum ich meinen Herrn bat. Ich erhielt zur Antwort: ich sollte mir das beste bestellen. Um vier Uhr des Morgens hielt ich vor dem Schlosse, den König zu

erwarten, und derselbe kam sogleich mit dem Baron zum Schlosse heraus. Sein Reitpferd, ein kleiner Schimmel, war auch schon da, nebst des Königs Reitknecht, desgleichen der geheime Cämmerier Leining, ein Adjutant vom Könige und zwei reitende Jäger, die zwei angesteckte Laternen bei sich hatten. Der König befahl den Jägern zu Fuß vor ihm herzugehen, und er selbst und wir hinter ihm folgten zu Fuß. Es war dunkel, und die ganze Armee war die Nacht auf allen unsern Gütern eingerückt.

Der König ging eine halbe Meile zu Fuß, und sahe wie die Regimenter aufmarschirt waren; aber ohne Ein Wort zu sprechen. Am Ende, wo die Kanonen aufgefahren wurden, und noch in voller Bewegung waren, sagte der König: auf, auf ihr Bursche! es geht zum Marsch! Ein Kanonier antwortete, ohne zu wissen, daß es der König war: den Teufel zum Marsch, wir rücken erst ins Lager! Der König sagte aber nichts. Ein kleines Ende ging der König noch zu Fuß, dann befahl er, die Laternen auszulöschen, setzte sich zu Pferde, und befahl uns auch aufzusitzen. Zu mir sagte derselbe: ich möchte fünf Schritt und nicht weiter vor ihm reiten, daß er mich sehen könnte, da es sehr finster war. Nicht weit von dem Gute Caßerey, wo eine Wassermühle war, fragte mich der König, ob wir die Brücke nicht verfehlten, die über den

Fluß geschlagen wäre und befahl: wir sollten ganz in der Stille, ohne Geräusch, reiten. Wie der Tag anbrach, waren wir vor Strehlen in Treppendorf. Der König fragte, was das für ein Ort wäre? Ich antwortete: es wäre das Vorwerk Treppendorf; ferner, ob ich auch wisse, wo der Kalenberg läge, er müsse linkerhand Strehlen, nicht weit vom Gebürge liegen; ich sollte ihn hinbringen. Da wir auf den Berg kamen, war es noch nicht recht Tag; es wurde Halt gemacht, bis es helle war: und nun rief der König seinen Reitknecht: er möchte ihm sein Perspektiv geben. Nach langem Umsehen sagte der König: ich sehe keinen Oestreicher. Darauf frug er mich wieder: ob ich den Weg nach Breslau wüßte? Ich antwortete: es wären von Strehlen zwei Wege nach Breslau, über Großburg und über Schweinbraten, der König möchte befehlen, welchen ich nehmen sollte. Er befahl, nicht durch Strehlen, sondern so wieder zurückzugehen, daß Strehlen linkerhand liegen bliebe: es wäre eine Walkmühle rechterhand neben Strehlen, da müßte eine Brücke über das Wasser seyn, da sollte ich ihn hinbringen, daß wir dadurch könnten. Hinter Strehlen ritten wir gerade nach der Straße über das Feld, bis wir den Weg nach Großburg erlangten. Dort rief der König seinen geheimen Cämmerir, und befahl ihm, mir ein Biergeld zu geben. Ich erhielt 4 Achtgroschenstücke, nebst dem Befehl:

meinem Herrn zu sagen, der König ließe sich für das gute Quartier bedanken, und versicherte ihm seine Gnade.

Ich ritt meinen Weg zurück. Als ich eine Meile geritten war, so begegnete ich der ganzen preußischen Armee im Marsch. Wie man mich ansichtig wurde, war ich auf einmal mit Generals und Officieren umgeben, wovon ich nur zwei kannte, den General Krusemark und Treskow aus Neiße *), die mich sogleich ausfragten, woher ich käme, und wohin ich wollte. Ich antwortete: ich wäre der Jäger vom Baron Warkotsch aus Schönbrunn, wäre heut früh um 4 Uhr mit dem Könige geritten, und hätte denselben hinter Strehlen in der Breslauer Straße verlassen. Der General Krusemark antwortete: das weiß der Teufel! wo es heute noch hingehen wird! nun ritt ich meinen Weg weiter. Den andern Tag erfährt mein Herr, daß der König bei Strehlen stehe, und die ganze Armee auf dasiger Anhöhe am Galgenberge das Lager aufgeschlagen habe; daß die Oesterreicher über Münsterberg und Kloster Hennrigau hinter dem Gebirge stehen geblieben, und die Posten bei Strehlen in Besitz nehmen

*) Hier irrt sich der Erzähler in dem Nahmen des Generals. Es muß ein andrer gewesen seyn. Denn der General von Krusemark war schon mit dem Gen. Lieut. von Anhalt vorausgegangen.

wollen; der König ihnen aber zuvorgekommen sey.

Den dritten Tag ritt mein Herr mit mir sogleich nach Strehlen, um zu sehen, wie sich der König und seine Armee postirt hatte. Strehlen selbst war nur mit Einem Regiment besetzt, und der König hatte für seine Person auf der Seite gegen das Gebirge in der Vorstadt sein Quartier in einem kleinen Hause genommen, war nur mit 13 Mann seiner Garde bewacht; und in der Vorstadt waren keine Soldaten vorhanden, weil nur wenige Häuser in derselben befindlich waren, so daß auch nur wenige Offiziere in der Gegend seyn konnten. Der Baron nahm sogleich seine Maaßregeln. Alle zwei Tage mußte ich mit ihm in das Hauptquartier reiten und öfters hatte der Baron die Gnade, beim Könige seine Aufwartung zu machen. Acht Tage darauf, da der König in Strehlen gestanden, mußte ich einen Brief an den katholischen Geistlichen oder Curatus Schmidt nach Siebenhuben hinbringen, der ohne Aufschrift von meinem Herrn versiegelt, dem ꝛc. Schmidt durch mich eingehändigt wurde. Die Antwort auf diesen Brief überbrachte der Curatus meinem Herrn selbst, und gab ihm solche selbst in seine Hände. Ob ich gleich nicht wußte, was der blinde Briefwechsel zu bedeuten hatte, so wurde ich doch dagegen miß-

trauisch, da ich alle Woche solchen Brief an den ꝛc. Schmidt überbringen mußte. Am Ende mußte ich die Briefe selbst an den General Wallis zwischen Münsterberg uud Kloster Henrigau hintragen, unter dem Vorwande, daß mein Herr von dem General Wallis Ungarischen Wein haben wollte. Ich habe aber niemals von demselben eine schriftliche Antwort erhalten, sondern nur mündlich bestellt: es würde alles besorgt werden. Der ꝛc. Schmidt mußte alle Antworten von meinem Herrn besorgen; und wenn wir auch nicht zu Hause waren, so wartete er so lange bis wir kamen. Bis endlich der 29. Novbr. 1761 herankam, wo ich mit meinem Herrn in Strehlen im Hauptquartier bis um zwölf Uhr in der Nacht verweilte, und mein Herr verschiedene Herren von der Armee besuchte; am Ende auch dem geheimen Kabinetsrath Eichel seine Aufwartung machte, und zwei Stunden bei demselben verweilte. So lange mußte ich auf ihn vor des ꝛc. Eichel Quartier warten, daß ichs am Ende vor Kälte mit den Pferden nicht mehr aushalten konnte: zumal da ich kein Geräusch mit den Pferden machen durfte, weil das Haus neben dem Könige dicht angelegen war. Indessen kommt mein Herr und ruft mich, ich sollte die Pferde bringen. Wir ritten hinter des Königs Quartier weg, über die Brücke bei der Walkmühle den Fußsteig nach Trep-

pendorf und daselbst vorbei, wo in dem Dorfe Dragoner von Zastrow standen. Mein Herr sagte zu mir: ob ich nicht bemerkt hätte, wie der König von Preußen als König so schlecht in seinem Quartier stände, ohne weitere Bedeckung, als ungefähr 13 Mann seiner Garde. Kein östreichscher General stände so bloß als der König; wenn das die Oestreicher wüßten, so könnten sie ihn abholen, und ohne alle Umstände gefangen nehmen. Ich antwortete: Wer wird denn das den Oestreichern sagen. Worauf er erwiederte: ob ich denn glaubte, daß sie nicht Spions hätten. Ich sagte: wenn sie auch Spions haben; wenn es Gott nicht zugeben will, so werden sie den König nicht bekommen. Der Baron gab mir zur Antwort: ich sollte doch nicht so einfältig denken, daß sich Gott um den König bekümmern sollte; dieses wäre nur der großen Herrn ihre Sache. Ich bat ihn inständigst: er möchte doch nicht so laut von der Sache reden, es könnte ja jemand in der Nähe, oder Patroullen, oder Wachten unsere Reden hören, alsdann wären wir unglücklich. Hierauf befahl er: ich sollte neben ihm reiten, damit er nicht nöthig hätte, so laut zu sprechen, welches ich befolgen mußte. Nun sagte mein Herr zu mir: ich will euch überführen. Wie oft sind wir schon aus dem Hauptquartiere in der Nacht geritten, ohne jemals

eine Patroulle, oder am Gebirge eine Wacht zu sehen? Es wäre kalt, und sie wären alle in ihren Quartieren, ohne sich zu fürchten, daß Oestreicher kommen sollten, um sie anzugreifen.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kamen wir in Schönbrunn an; mein Herr befahl, ich sollte nur schlafen gehen, ich hätte heute genug frieren müssen. Da ich in meine Stube trat, sagte meine Frau, ich sollte mich nicht zu Bette legen, ich müßte noch einen Brief von dem Curatus Schmidt an den Baron abgeben, den er noch heute haben müßte, und wenn es noch so spät wäre. Es war wieder ein Brief ohne Aufschrift, den mir meine Frau gab, und dabei sagte: was denn das zu bedeuten hätte, daß keine Aufschrift auf dem Briefe befindlich wäre? Ueberdem wäre der ꝛc. Schmidt den halben Tag bis auf den späten Abend bei der Baronesse gewesen, und hätte also den Brief an sie abgeben können? *) Auch hätte der Curatus gesagt, wenn wir spät zu Hause kommen sollten, so möchte meine Frau nur den Brief an mich abgeben, ich würde ihn schon besorgen; es wäre sehr viel daran gelegen.

Ich trug den Brief meinem Herrn in sein Schlafzimmer, ohne zu wissen, daß die Baronessin noch auf war, welche ich bei ihm sitzend fand, und

*) Schon hieraus sieht man, daß die Gemahlin des Barons an seiner That keinen Theil hatte.

gab den Brief dem Baron, mit Vermeldung eines Compliments von ꝛc. Schmidt. Die Baronessin wurde darüber sehr aufgebracht, daß der ꝛc. Schmidt den halben Tag bei ihr gewesen war und ihr den Brief nicht gegeben hatte. Der Baron befahl ihr, in ihr Schlafzimmer zu gehen um auszuschlafen, sie hätte mit seinen Briefen nichts zu thun; und ich sollte auch schlafen gehen. Eine halbe Stunde hernach kam der Baron an meine Thüre und rief mich, bei ihm zu kommen. Er hatte ein Licht und den Brief in der Hand, welchen er mir gab, mit dem Bedeuten: ich sollte morgen früh um vier Uhr diesen Brief an Ort und Stelle bringen. Ich fragte sogleich: ob ich auf eine Antwort warten sollte, worauf er erwiederte: es wäre nicht nöthig. Ich bat dann um die Erlaubniß, bei dem ꝛc. Schmidt, wenn ich zurück käme, in die Kirche gehen zu dürfen, weil die Katholiken gerade den Andreastag feierten, und erhielt die Erlaubniß.

Zwei Stunden wartete ich noch, bis ich glaubte, daß mein Herr eingeschlafen sey, dann machte ich das Couvert vom Briefe ab, und las wie folget.

„Mein lieber General von Wallis, ich zeige Ihnen an, daß ich gestern als den 28sten November, in dem Hauptquartiere des Königs gewesen bin, und ganz genau alle Nachricht

gebe. Der König hat die mehrsten Regimenter unvermerkt gegen Breslau in die Winterquartiere abmarschiren lassen. Das Geschütz, wie auch die Kriegskasse, ist auch bereits abgegangen, der König selbst, wie es sicher ist, wird den 30. als Mittwoch, auch nachfolgen; sein Wagen steht vor seiner Thür schon bereit. Es ist Zeit, machen Sie Ihr Glück. Man muß den Vogel nicht ausfliegen lassen, da er noch im Bauer sitzt. Sie haben nichts zu risquiren, lassen Sie Treppendorf rechter Hand liegen, wo etwas Dragoner von Zastrow liegen. Eine halbe Meile am Gebirge linker Hand sind etliche Fußjäger, die auf den Vorposten stehen. Sie können hinten durch den Garten gerade in des Königs Quartier, wo eine Brücke übergeschlagen ist, eindringen. Bei sich hat der König, rechter Hand im Eingange des Hauses, nur 13 Mann von seiner Garde zur Bedeckung.

Warkotsch.

Da ich den Brief gelesen hatte, überfiel mich ein heftiger Schauer, und ist mir schwer geworden, mich in der Lage zu fassen, da ich mich keinem Menschen, auch nicht meiner Frau, anvertrauen durfte. Endlich, durch eine Führung, die von einer höhern Hand gekommen

seyn muß, ist mirs gelungen, daran zu denken, daß ich einen evangelischen Prediger, Namens Gerlach, im Dorfe hatte, mit dem ich nicht umgehen durfte, da mein Herr ein abgesagter Feind von ihm war. Diesen bat ich, mir einen Gefallen zu erzeigen; ich wollte ihm eine geheime Sache entdecken, die den König von Preußen anginge; ob seine Gesinnung mit meiner übereinkäme, und er mir diesen Brief abschreiben wollte? Er war bereit; ich mußte ihm nur erklären, was ich damit machen wollte. Ich sagte die Wahrheit: daß ich nehmlich des Barons Brief an den König überbringen wollte, und die Abschrift dem General von Wallis überschicken würde. Der Prediger erfüllte meine Bitte, und wünschte herzlich, daß ich glücklich durchkommen möchte.

Die Abschrift überschickte ich durch meinen Lehrburschen an den General Wallis, nachdem ich solche zuvörderst mit des Barons Siegel versiegelt hatte, und verbot meinem Lehrburschen, wenn er zu Hause kommen würde, und der Baron ihn fragen möchte, wo er gewesen wäre, sich etwas merken zu lassen, weil ich den Brief selbst hätte überbringen sollen. Dies that ich deshalb, um den Baron auf keine Art auf zweifelhafte Gedanken zu bringen; ich überbrachte also das Originalschreiben den 29. November früh um acht Uhr an meinen König nach Strehlen.

Bei meiner Ankunft, (ich hatte mir ein Pferd unterweges geborgt, um geschwinder fortzukommen) fand ich des Königs Wagen vor der Thür; band mein Pferd an den Wagen, und ging geradezu in des Königs Quartier, wollte auch sogleich in das Zimmer, wo der König war; ich wurde aber durch seine Leibwache abgewiesen: es wäre nicht sogleich viel, hieß es, geradezu zu dem Könige hinein zu gehen. Ich sagte der Wacht: ich müßte den Augenblick den König sprechen; ich hätte wichtige Sachen an ihn abzugeben. Ich erhielt die Antwort: in der andern Stube wäre der wachhabende Officier, an den sollte ich mich wenden, vielleicht würde der mich beim Könige melden. Bei diesem erhielt ich aber die Antwort: er wäre der wachthabende Officier; aber nicht da, um Leute bei dem Könige zu melden, die besonders so verwirrt aussähen. Er sagte: ich müßte gerade über die Straße gehen, da wäre der Generaladjutant von Krusemark, der müsse mich melden. Ich sagte: ich hätte einen offenen Brief, den der König gleich haben müßte, und wenn er es nicht glauben wollte, so könnte er solchen lesen, und daraus ersehen, wie viel an der Sache gelegen wäre. Ich erhielt zur Antwort: die Briefe, die der König haben müßte, dürfe er nicht lesen. Ich mußte fort zum General von Krusemark, und der Officier schickte mir einen Soldaten nach, um zu sehen, wo ich blieb.

Der General ließ mich sogleich vor sich kommen, ich übergab demselben den Brief und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Bei diesem Gespräch zog sich der General geschwind an, und verschloß mich in seiner Stube, mit dem Bedeuten: ich möchte mich an dem Fenster nicht sehen lassen, da ich in Strehlen sehr bekannt wäre, bis er selbst oder ein anderer mich abholen würde.

Nach einer Viertelstunde kam ein Officier, der die Stube aufschloß, und verlangte: ich sollte mit ihm sogleich zum Könige kommen. Er hatte einen blauen Roquelaure nebst einem Federhut bei sich; erstern mußte ich umhängen und den Hut aufsetzen; meinen Tressenhut mußte ich in der Stube des Herrn Generals lassen. Und so wurde ich hinten durch den Garten zum Könige geführt. Es war kein Mensch weiter beim Könige, als der General von Krusemark. Der König trat dichte vor mich, und fragte: „ob ich nicht wüste, wodurch er dieses an meinem Herrn verdient hätte?“ ich antwortete dem Könige: daß ich es nicht anders wüste, als daß mein Herr sich öfters geäußert hätte, wie er mit der Regierung des Königs von Preußen unzufrieden wäre, weil er mit den Unterthanen nicht machen könnte was er wollte. Der König fragte mich nach allen Umständen, welche ich nur wuste; ich sagte alles, wie lange der Briefwechsel gedauert habe, und wie es

diese Nacht kommen würde. Der König hörte mich an, ohne ein Wort zu sagen, bis er alles gehört hatte. Dann fragte mich der König: wie lange ich dem Baron gedient hätte? ich sagte acht Jahr. Der König sagte: ich sollte ihm nicht mehr dienen; woher ich wäre? ich antwortete: aus Böhmen; aus was für einer Gegend? aus Mitrowitz, ohnweit Kollin, unter dem Grafen von Wratislaus. Der König sagte: mir ist die Gegend bekannt; dann trat derselbe hart an mich heran, und fragte: so seid ihr wohl katholisch? ich antwortete: ja, Ihro Majestät; und euer Herr ist lutherisch? ja, Ihre Majestät. Nun sagte der König: seht Jäger, es giebt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schelme, die Sache kömmt nicht von euch selbst, ihr seyd ein bestimmtes Werkzeug für mich von einer höhern Hand abgeschickt, und nicht Schuld daran. Ich werde euch vor der Hand recht gut aufheben lassen. Ich sagte: es wäre mir sehr leid, daß mein Herr so übel gegen seinen König handelte. Der König befahl dem Herrn General, mich wegbringen zu lassen, mit dem Befehl: daß ich mit keinem Menschen reden sollte, bis es mir erlaubt würde. Ich erhielt mein Quartier, wie auch meinen Arrest bey dem Jägerkorps zu Pferde. Den andern Tag wurde ich nach Strehlen gebracht, wo ich in das Kriegsverhör geführt und sodann durch die Garde nach Breßlau transportirt wurde.

Der König machte sogleich Anstalten, den Baron nebst dem Curatus Schmidt abholen zu lassen, indem nicht viel Zeit zu verlieren war. Denn da ich des Morgens um acht Uhr (den 29sten November 1761) im Königlichen Quartier eingetroffen war, so muste gegen zwölf Uhr zu Mittage der Baron nebst rc. Schmidt arretirt seyn, weil ich nicht länger ausbleiben konnte, ohne dem Baron zweifelhafte Gedanken wegen meiner einzustößen, daß ich unterwegens vielleicht durch preußische Truppen aufgehoben seyn und sein Vorhaben entdeckt werden könnte. Es wurde durch Ihre Majestät selbst die Anstalt getroffen, den Baron nebst vorbemeldetem Curatus Schmidt durch den Hauptmann von Rabenau, vom Zastrowschen Regiment Dragoner, mit 100 Mann abzuholen. Der Hauptmann erhielt die Ordre: sobald er den Baron arretirt habe, das beste Pferd retour zu schicken und solches zu melden, welches auch bei der Arretirung des Barons geschehen ist. Er ist bei Tische um zwölf Uhr in Arrest genommen worden; aber eine Stunde nachher ist der Baron durch seine List dem Hauptmann entkommen, welches derselbe an den König melden mußte. Hierauf wurde ein andres Kommando dahin beordert, den Hauptmann und die Baronesse zu arretiren, die aber unschuldig war, und von keiner Sache wuste. Auf eben diese Art ist der Curatus Schmidt entkommen.

Beides würde vielleicht nicht geschehen seyn, wenn mein Vorschlag Statt gefunden hätte. Denn da ich, bei meiner vorbemeldeten Unterredung mit dem Könige hörte: daß der Baron arretirt werden sollte, war ich so dreist den König zu bitten: daß er mir die Erlaubniß geben möchte, den Baron abzuholen. Zu dem Ende möchte er mir nur sechs Mann mitgeben, auf die ich mich verlassen könnte, und die eben so dächten wie ich, so wollte ich Mittags um 12 Uhr gewiß wieder hier seyn und den Baron nebst dem Curatus Schmidt sicher mitbringen. Ich erhielt aber zur Antwort: ich sollte froh seyn, daß ich bey ihm wäre; denn ich könnte versichert seyn, daß wenn meine Expedition nicht glücklich ausfiele, und die Oestreicher mich in ihre Hände bekämen, sie mich in Oel sieden lassen würden. Den Baron nebst dem rc. Schmidt wollte er doch wohl bekommen; mich aber besser aufheben, wo ich in Sicherheit seyn sollte. Und wirklich blieb ich bis zum Schluß des Prozesses, welcher drei Monat dauerte, Arrestant, und mußte täglich im Verhöre vor dem niedergesetzten Kriegsgerichte erscheinen.

Während dieser Zeit durfte Niemand wissen, wer ich wäre; auch durfte ich Niemand sprechen.

Endlich wurde mir der Brief des Barons an den General Wallis nochmals vorgelegt. Ich mußte solchen durchlesen und eidlich erhärten, daß

es derselbe Brief sey, welchen ich dem Könige überbracht hätte und daß ich weiter zu dieser Sache nichts zusetzen, noch davon abnehmen wolle. Während der Zeit wurde ein aufgefangener Brief, den der Baron an seine Frau geschrieben hatte, ins Verhör gebracht, folgenden Inhalts:

Mein Kind! der verfluchte Gedanke den ich gegen meinen König gefaßt habe, hat mich in das größte Unglück gestürzt. Und wenn ich den höchsten Berg bestiege, kann ich solches nicht übersehen. Lebe wohl. Ich befinde mich an der äussersten Grenze der Türkey.

Warkotsch.

Der Brief war von des ꝛc. Warkotsch eigener Hand, wie sich bei dessen Vergleichung mit dem von mir überbrachten deutlich zeigte. Ich nahm hiervon Gelegenheit, dem Fiscal Gerlach als Defensor des Barons, welcher mir viel Schwierigkeiten machte, vorzuwerfen: daß sich der Baron jetzt selbst als schuldig erkläre.

Nach drei Monaten wurden die Verbrecher auf dem Salzring in Breslau in Maschienen hingerichtet; und ich wurde den 15. März 1762 nach Berlin abgeschickt.

Mit der Arretirung und Entweichung des Baron Warkotsch hat es übrigens, nach Versicherung meiner Frau, welche erst den 30. Nov. nach dem Hauptquartier gebracht wurde, folgende Bewandtniß:

Der Hauptmann von Rabenau, vom Zastrowschen Drvgonerregiment, welchem nebst 100 Mann Dragonern diese Arretirung aufgetragen war, fand den Baron, den 29. November 1761 Mittags um 12 Uhr, auf dem Schlosse Schönbrunn im Schlafrocke bei Tische und kündigte ihm den Arrest an. Der Baron entkam aber solchem auf folgende Art.

Er zeigte nehmlich dem Hauptmanne eiue Königliche Ordre, daß er ein großes Quantum zur Königlichen Armee an Fourage liefern sollte, oder zu gewärtigen habe, wenn solches nicht geschehe, in Arrest genommen zu werden. Mit dieser Ordre hat der Baron den Hauptmann zu blenden gesucht, daß derselbe nachsichtig mit ihm verfahren mußte. Durch Zureden von dem Baron, wie auch von der Baronesse, wurde der Hauptmann bewogen, sich an den Tisch zu setzen: in der kurzen Zeit wollte sich der Baron ankleiden, und zugleich befehlen, daß sein Wagen angespannt werden sollte, alsdann wollte er sogleich mitfahren. Der Wagen kam auch sogleich vor das Schloß vorgefahren, daß der Hauptmann denselben durch das Fenster sehen konnte. Unter der Zeit hatte sich der Baron seinen besten Engländer satteln lassen und wollte durch den an das Thal stoßenden Garten. Wie er sich aber zu Pferde setzt, wird er gewahr, daß der ganze Garten und das Schloß mit Dragonern besetzt ist. Er steigt vom Pferde, geht

zu dem Hauptmann wieder in das Schloß, und sagt ihm ganz dreust: er habe gesehen, daß der Herr Hauptmann sein ganzes Schloß besetzen lassen; er hätte nicht zu befürchten, daß er ihm entweichen würde, dazu habe er zu viel Güter und Vermögen. Er bitte daher den Herrn Hauptmann, daß das Kommando Befehl erhielte, nach dem Dorfe vor das Wirthhaus abzugehen; er wollte dem Kommando Essen und Trinken geben lassen, da doch für die Leute im Lager nichts für Geld zu haben wäre, oder alles übertrieben theuer sey. Dieses hat sich der Herr Hauptmann von Rabenau gefallen lassen; und dem Unterofficier, der die Wacht in dem Schloßthorwege allein gehabt hatte, Ordre gegeben, die Leute von ihren Posten abgehen zu lassen; sie würden Essen und Trinken erhalten. Das Kommando gieng also nach dem Wirthshause ab und dem Baron wurde seine Flucht dadurch erleichtert. Sobald die Posten abgegangen, trank der Baron dem Herrn Hauptmann fleißig zu: auf die gute Abreise, nahm sich vor dessen Augen Geld mit, und ging in sein Schlafzimmer; von hier durch das Schloß nach dem Stalle, wo sein Pferd gesattelt vom Reitknecht gehalten wurde, und von da zum Garten hinaus. In einer Viertelstunde vermißt der Hauptmann den Baron, und fragt die Baronessin, wo der Herr Baron wäre? Die Antwort erfolgte; er wäre nur nach dem Stalle gegan-

gen. Der Bediente aber antwortete dem Herrn Hauptmann: sein Herr habe sich zu Pferde gesetzt, und sey weggeritten. Der Hauptmann machte Lärm, das Kommando mußte aufsitzen, und dem Baron nachjagen. Allein der Baron hatte einen zu großen Vorsprung und war gerade nach dem Gebirge zu geritten, wohin derselbe nur eine halbe Meile weit hatte. Der Hauptmann mußte also ein anderes Pferd an den König schicken, um zu melden, wie ihm der Baron entkommen sey. Der König schickte ein anderes Kommando, den Hauptmann zu arretiren, wie auch die Baronessin mitzubringen, welche aber von der ganzen Sache nichts wußte; demohngeachtet war sie Arrestantin, bis der Prozeß entschieden war; und der Herr Hauptmann von Rabenau wurde nach der Festung Brieg gebracht.

Nachdem der Baron, von Schönbrunn entwichen, und die Baronessin arretirt war, ist von dem Schlosse alles weggelaufen, aus Furcht vor dem Baron.

Nur meine Frau mit zwei kleinen Kindern ist allein im Schlosse geblieben, und hatte sich fest verschlossen. In der **Nacht um 12 Uhr**, als den **29. November 1761 kömmt der Baron** mit **300 Mann Oestreichischer Husaren zurück**, wo **ihm meine Frau das Schloß aufmachen mußte.**

Beim Eintritt fragte der Baron: wo seine Frau

wäre? worauf sie antwortete: daß sie in Arrest genommen sey, wie der Herr Baron entwichen wären. Sogleich fragte er: ob sie nicht wisse, wo ihr Mann wäre? worauf sie erwiederte: das wisse sie nicht, wenn der Herr Baron es nicht wüßte. Der Baron antwortete: Gott stehe ihm bey! Er fragte ferner: ob meine Frau von allen die Schlüssel habe, und ob das Geld noch alle im Schlosse wäre? welches meine Frau mit Ja beantwortete. Der Baron fährt fort: gieb mir meine Wildschur und etwas Wäsche, Geld werde ich mir selbst nehmen. Es war dergleichen in seinem Schreibespinde genug vorhanden, und alles in Golde, wenigstens 30,000 Thaler, nebst vielen Juwelen. Die Husaren konnten sich auch Geld nehmen, welches der Baron in Beuteln herausreichte, mit der Aeußerung: sie sollten sich theilen. Auch wollte der Baron zwei Koffer mit Geld, die in seinem Schlafzimmer standen, mitnehmen. Da aber alle Leute weggelaufen waren, konnte kein Wagen angespannt werden, und der östreichische Officier wollte auch nicht länger warten, sondern zog den Baron beim Arm aus dem Schlosse heraus, weil sie vor den Preußen nicht sicher waren. Der Baron befahl meiner Frau: die zwei Koffer mit Geld bei Tagesanbruch, wenn die Leute wiederkommen würden, ihm nach dem Kloster Hennrigau nachzuschicken, welches aber nicht geschehen ist,

sondern meine Frau ließ den ganzen Vorfall an den General von Krusemark melden, und anfragen: wie sie sich bei der Sache verhalten sollte? worauf der König nach erhaltener Nachricht meine Frau, wie auch das Geld, den 30. November abholen ließ.

Was die Baronessin betrift, so wurde selbige, da sie unschuldig war, zu Breslau auf freien Fuß gesezt. Zu ihrem Unterhalt hat sie ihr eingebrachtes Vermögen, welches 20000 Gulden, laut Ehepakten, betrug, erhalten; welche 20000 Gulden bei dem Grafen Sandrezky zu Langenbiel auf Interessen gegeben worden. Die Interessen davon konnte sie zu Breslau verzehren; das Kapital aber ist dem Könige verblieben. Nach zwei Jahren, nehmlich 1764, habe ich Nachricht erhalten, daß die Baronesse von Warkotsch bei dem Könige um Erlaubniß geberen, nach dem Landeckerbad zu gehen, welches ihr auch erlaubt worden, wo aber dieselbe heimlich davongegangen ist. Sie war eine gebohrne Baroneß von Höffern, aus dem Hause Dünkelspiel; und mir ist nicht bekannt, wo sie geblieben ist.

Ein Unterofficier von dem Kommando des Hauptmanns von Rabenau wurde von leztern mit 12 Mann nach Siebenhuben detaschirt, um den Curatus Schmidt abzuholen, fand solchen aber nicht zu Hause. Auf Befragen, wo er wäre? antwortete dessen Köchin: er sei zu Gaste bei dem Herrn von

Nimptsch in Nimptsch. Dort findet ihn auch der Unterofficier bei Tische, und sagt ihm den Arrest an. Der rc. Schmidt erschrickt sehr, und kann sich nicht so geschwind fassen als der Baron. Endlich aber bittet er den von Nimptsch, ihm ein Reitpferd zu geben, weil er nicht zu Fuße mitlaufen könne. Der von Nimptsch läßt sogleich das Pferd satteln, und indem es vorgeführt wird, bittet der Curatus den Unterofficier um Erlaubniß, vor der Abreise noch auf das heimliche Gemach gehen zu dürfen, welches der Unterofficier anfänglich nicht zugeben will, obgleich der Herr von Nimptsch versichert, daß der rc. Schmidt nicht entkommen könne. Endlich läßt sich der unschuldige Herr von Nimptsch verleiten, für den rc. Schmidt förmlich gut zu sagen; und nun giebt der Unterofficier nach, daß sich der rc. Schmidt entfernen darf. Letztrer geht auch wirklich auf das heimliche Gemach, findet dort eine Stange, läßt sich an selbiger herunter, und rettet sich so mit der Flucht. Der Unterofficier ungeduldig, den rc. Schmidt nicht wieder erscheinen zu sehen, geht selbst auf das heimliche Gemach, da er dann findet, daß erstrer entwischt ist. Der Unterofficier nimmt daher den rc. von Nimptsch beim Arm, setzt ihn auf das für den rc. Schmidt gesattelte Pferd, und bringt ihn nach Strehlen. Hier wurde der von Nimptsch in schweren Arrest gehalten, bis endlich seine Unschuld durch meine

Aussage, daß er den Baron nie gesehen noch gekannt, noch weniger jemals einen Briefwechsel mit ihm unterhalten habe, erwiesen wurde, da er denn, nachdem er viele Kosten gehabt hatte, nach geendigtem Warkotschen Processe losgelassen wurde.

Zweimal mußte ich den König bitten, den Prediger Gerlach aus Schönbrunn, welcher mir den Brief abgeschrieben hatte, in Sicherheit zu bringen. Dieser Mann würde in eine gefährliche Lage gekommen seyn, wenn sich der Baron Warkotsch seinen an den General von Wallis geschriebenen Brief hätte vorzeigen lassen, und die ihm wohlbekannte Hand des Predigers erkannt hätte. Der König ließ ihn nach Breslau bringen, wo er bis im März 1762, da ich meinen jetzigen Dienst erhielt und nach Berlin abgehen mußte, bei mir blieb. Wie ich nachher erfahren habe, hat er eine gute Pfarre in der Gegend von Brieg erhalten. Ob er noch lebt weiß ich nicht.

Ich für meine Person wurde, wie oben angeführt den 13. März 1762 nach Berlin geschickt, und trat den mir gnädigst konferirten Heegemeisterdienst in Germendorf Amts Oranienburg an.

Zu dieser Reise fehlte es mir an Geld. Das wenige, so ich von Schönbrunn mitgenommen hatte, war während meines dreimonatlichen Aufenthalts in Strehlen und Breslau daraufgegangen. Vom

Könige hatte ich nicht mehr als das Jägertraktement von acht Thaler monatlich erhalten.

Ich klagte meine Noth dem würdigen General von Krusemark, welcher solche dem Könige vorstellte. Der König erließ darauf folgende Kabinetsordre an den Minister von Schlabberndorf, die ich diesem selbst überbringen mußte:

„Mein lieber Etatsminister! Ich befehle Euch hiermit: dem Jäger Kappel ein ansehnliches Douceur aus der Warkotschen Masse auszuzahlen; zu seiner Abreise und zur Etablirung seiner Wirthschaft. Ich bin Euer wohlaffektionirter König.

Breslau, den 14. März 1762.

Friedrich.“

Der Minister gab mir die Kabinetsordre zurück, und sagte: ich möchte den König bitten, die Summe darunter zu schreiben, denn sonst könne er Verantwortung haben, wenn er zu viel oder zu wenig auszahlen ließe. Diese Antwort hinterbrachte ich dem General von Krusemark, welcher mir abzureisen befahl, indem er für das übrige schon sorgen wolle. Er setzte hinzu: jetzt in der Nacht dürfte er nicht gleich wieder zum Könige gehen; zumal, da derselbe das Podagra im höchsten Grade habe. Ehe ich wegging, schenkte mir dieser würdige General, der selbst nicht viel hatte, aus eigenen Mitteln 100 Thaler; sonst hätte ich mich nach meinem Dienste hinbetteln müssen.

Nach erfolgtem Frieden, im Jahre 1763, wandte ich mich abermals mit einer Bittschrift an den König, daß er mir mein in Schlesien zurückgelassenes Vermögen auszahlen lassen möchte. Der König erließ hierauf abermals die nachstehende Kabinetsordre:

Mein lieber Etatsminister von Schlabberndorf! Ihr habt den Innhalt des hier angeschlossenen Memorials, des Unterförster Kappel mit mehrerem aus solchem zu ersehen, und ihm zu dem, so er von den konfiscirten Warkotschen Gütern und Vermögen zu fordern hat, ohne Weitläuftigkeit zu verhelfen. Ich bin Euer wohlaffektionirter König.

Potsdam, den 16. May. 1763.

Friedrich.

Dieses Vermögen wurde mir auch wirklich ohne Abzug kurz darauf übermacht.

Auch ist der König so gnädig gewesen, mir vor 9 Jahren, zum Wiederaufbau meines damals abgebrannten Hauses 3900 Thlr. zu schenken.

Jetzt lebe ich bei einem mäßigen Auskommen zufrieden, und danke Gott, daß er mich aus so großer Gefahr errettet hat.

Dem Jäger Bennelt, welcher statt meiner den mehrerwähnten Brief an den General von Wallis bringen mußte, hat der König gleichfalls auf mein

Ansuchen eine kleine Forstbedienung bei Bromberg in Westpreußen gegeben.

Germendorf, den 6. Januar 1791.

Mathias Kappel.

Vierter Abschnitt.

Actenmäßiger Bericht und Gutachten, welches vom Breslau'schen hohen Oberamt unmittelbar an den König erstattet worden *)

Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Allergnädigster ꝛc.

Breslau, den 22. März 1761.

Die Breslau'sche Oberamtsregierung erstattet gutachtlichen Bericht in der Untersuchungssache entgegen die zwei flüchtigen Landesverräther, Baron Warkotsch und Franz Schmidt.

Es haben Heinrich Gottlob Freyherr von Warkotsch, Besitzer der im Strehlischen Kreise gelegenen Güter Schönbrunn, Ober- und Niederrosen, evangelischer Re-

*) Dieser vortreflich ausgearbeitete Bericht findet sich zwar handschriftlich in mehrern Händen; aber zum Theil sehr verunstaltet. Der nachstehende Abdruck ist eine vidimirte Copie des Actenoriginals; so daß sie dem Historiker ein sichrer Belag seiner Geschichtserzählung seyn kann. Der Herr Abt Denina

ligion und der katholische Curatus, in den Priborner Amtsdorfe Siebenhuben, Franz Schmidt, eines Bürgers und Bäckers aus Neiß Sohn, in ein gefährlich Komplott sich eingelassen, welches durch den Matthias Kappel, der bei dem Freyherrn von Warkotsch als Jäger sechs Jahr in Diensten gestanden, entdecket; darauf auch zwar bei der Aufhebung verordnet worden, sie si d aber denen gegen sie ausgeschickten Kommando's entkommen. Inzwischen hat die hiesige Oberamtsregierung den peinlichen Proceß, durch dazu ernannte Commissairs, den Generalfiskal Schultes, den Herrn Criminalrath Böhm, und den Inquisit. publ. Belach gegen sie verfahren lassen, sie selbst mit deutlicher Anzeige der gegen sie vorhandenen Anklage zur persönlichen Erscheinung und zu Verführung ihrer Rechtfertigung vorgeladen, ihnen Defensores zugeordnet, und nachdem, da Beklagte Contumacialiter ausgeblieben, selbst zu ihrer Rechtfertigung nichts ad acta gebracht, die Untersuchungskommissarii nichts weiter bei dem verhandelten Proceß suppliren zu können befunden,

hat in dem Essai sur la vie de Fréderic p. 216 eine in drei Hauptumständen sehr unrichtige Beschreibung von dieser Geschichte geliefert. Er irret in der Person des Verräthers, und zweifelt, ob der Schmidt katholischer Priester gewesen? Die Umstände seiner mißlungenen Arretirung werden unrichtig erzählt. Dieses ist auch in der allgemeinen deutschen Bibliothek im 1sten Stücke des 98sten Bandes, S. 180. nachgewiesen.

die Defensores die Schutzschriften eingereicht, sind die Untersuchungsacta in deren Beiseyn inrötul. und zum Spruch vorgelegt worden.

Es dürfte ein Anstand bei denen formal: Processus daher entstehen: daß, da Fugitivi in dreier Herren Landen citirt werden sollen; und da zu dem Ende die Edictal. ad affigendum an die Justizkanzlei zu Hannover und an die Regierung zu Weymar geschickt worden, selbige von der erstern zwar zurückgekommen, von der letztern aber sub pr. 7. h. m. gemeldet worden, daß sie die überschickten Edictal. nicht empfangen; inzwischen selbige nicht nur allhier zu Berlin und zu Hannover angeschlagen, sondern auch in Extenso durch die hiesigen, die Berliner und Altonaer Zeitungen, wie auch vermöge des Antwortschreibens der Hannöverschen Justiz-Canzeley durch die dortigen Anzeigen oft wiederholtermalen bekannt gemacht worden, so ist, was bei der Ladung wesentlich ist, hinlänglich und alles geschehen, wodurch man den Fugitivis von dem gegen sie erhobenen Prozeß hat können Kenntniß zubringen. Die durch Unsicherheit der Posten veranlaßte Unterbleibung der Affiction derer Edictal. in dem dritten Territorio, wird bei diesen Umständen ein bloßes Formale, welches bei dem Crimen laesae Maj. bey Seite gesetzt werden kann.

Es dürfte auch scheinen, daß die Entscheidung dieses Prozesses annoch so lange zu verschieben, bis der Prieborner Amts-Just. Trampe dem erhaltenen

Auftrage zufolge, die Effekten des Curati Schmidt anhero geschickt, damit solche durchsucht und nachgesehen werden können, ob irgend Briefschaften darunter sind, woraus noch einige Entdeckungen zu machen wären. In Actis ist bisher immer vorgekommen, diese Nachsuchung sey geschehen und nichts Verdächtiges gefunden worden Fol. 38. und 233. Es steht also dahin, ob noch etwas wird gefunden werden. Geschähe es aber auch, so wird es vielleicht Licht geben über dasjenige, was vor der geschehenen Entdeckung vorgegangen, oder über die Personen, so zu Bestellungen oder sonst als Werkzeuge bei der Unterhandlung mit denen feindlichen Officiers gebraucht worden. Das Factum hingegen, so dermalen untersucht worden, hat seine eigenen Beweisthümer, die es bereits in hinlängliches Licht setzen, zumalen also durch die beständige anhaltende Unsicherheit der Gegend um Siebenhuben völlig ungewiß wird, ob und wenn die Effekten des Curati würden anhero geschaft werden können, so ist nicht rathsam, in dessen Erwartung die rechtliche Entscheidung auf die verhandelten acta länger auszusetzen.

Aus diesen ergiebt sich zuförderst, daß zwischen dem Baron Warkotsch und dem Curato Schmidt schon durch einige Wochen vor der geschehenen Entdeckung ein verdächtiger Umgang statt gefunden.

Der Jäger Kappel, 31 Jahr alt, kathol., der den 10. December 1761 seine bis dahin gethane Aussage

mit einem Eide bekräftiget, F. 131. b. deponirt unter dem 1. und 10. December in dem Hauptquartiere und allhier, daß er seit fünf Wochen eine besondere Unruhe an seinem Dienstherrn bemerkt F. 5. b. Daß sich seit einiger Zeit ein öfterer Umgang zwischen ihm und dem Curato erhoben, und er Deponent, zu dem sonst sein Herr viel Zutrauen gehabt,

vid. praet. deposit. des Kappels Dicta des Runge F. 142.

bei des Curati Anwesenheit nicht im Zimmer bleiben dürfen, sondern von seinem Dienstherrn immer sehr kurz expedirt worden.

Fol. 130.

Daß der B. Warkotsch selbst den Umgang mit dem Curato dafür angesehen, daß er seinen Unterthanen verdächtig scheinen könne; und gegen Deponenten vorgegeben, die Unterthanen, welche ihn ohnedem nicht liebten, würden aus seinem öftern Umgang mit dem katholischen Geistlichen Aufsehen machen.

Fol. 131.

Daß er weder seinen Domestiquen noch übrigen Leuten im Dorfe merken lassen wollen, daß er mit dem Curato in Siebenhuben so starken Umgang habe.

Fol. 5.

Daß er der Kappel deshalb auf Geheiß des Barons den Curatum dreimal unter freyem Himmel zu einer Unterredung bestellen müssen, zweimal bei den sogenannten Pfarr-Erlen; einmal hinter der Gartenmauer,

und diesesmal eben zu der Zeit, da ein preußischer Major zum Besuch bei seinem Dienstherrn gewesen.

Fol. 130. *b* und 131.

Des Kappels Ehefrau, die auch dieser Bestellung erwähnt, bestimmt die letztere, welche jedoch ohne Folge gewesen, weil Kappel den Curatum, der eben zu Prieborn war, nicht zu Hause gefunden, auf den 22. November a. pr.

F. 122. *b*

Endlich, daß er, der Kappel, acht Tage vor der geschehenen Entdeckung des Sonntags Abends (welcher der 22. November a. pr. ist) einen Brief, der ungleich dicker war, als der abgelieferte, an den ꝛc. Schmidt zu Siebenhuben überbringen müssen, und daß der in dem Couvert an den Curatum gelegene letzte Brief A. Msr. Msr. Wallis adressirt gewesen.

So bestimmt auch des Kappels Ehefrau die Zeit, da der ꝛc. Schmidt (welcher nur seit dem April 1761 Curatus in Siebenhuben ist) mehrmalen als vorher, jedoch auch nicht gar zu oft, nach Schönbrunn gekommen, auch einigemal da gespeiset, ungefähr auf die Monate Oktober und November a. pr. und füget hinzu, er habe auch den 1. December da speisen sollen, wozu sonst niemand fremdes eingeladen gewesen.

Fol. 122. *b*

Eben diese Ehefrau des J. Kappels, des Scholz Walters von Niederrossen Tochter, 27 Jahr alt,

welche 4 Jahr mit dem Kappel verheirathet, vor und nach ihrer Verheiratung überhaupt 12 Jahr in dem Warkotschen Hause gewesen.

Fol. 122.

Und die gleich ihrem Ehemanne ihre gethane Aussage eidlich bekräftiget. Fol. 131 *b* deponiret: es sey am 29. November a. pr., welches eben ein Sonntag war, Nachmittags um 3 Uhr, da der B. Warkotsch mit der Deponenten Ehemann, dem Jäger Kappel, eben zu Strehlen gewesen, der rc. Schmidt nach Schönbrunn auf ihrer Stube in das herrschaftliche Haus gekommen, habe ihr einen Brief ohne Ueberschrift mit einem nicht sonderlich-großen Siegel gebracht, und ihr gesagt: Fr. Kappelin, da hat sie einen Brief, den gebe sie dem Herrn Baron oder ihrem Manne, aber nicht der gnädigen Frau; und morgen (da das Andreasfest gefeiert wurde) muß ich noch vor dem Amte die Antwort haben. Deponentin sagt: sie habe diesen Brief, weil er ihr verdächtig vorgekommen, noch denselben Nachmittag dem Verwalter und dem Koch gezeigt, und sie gebeten, ihn aufzumachen und zu lesen, sie hätten es aber beide nicht thun wollen.

Fol. 123.

Der Verwalter Reipricht, 35 Jahr alt, evangelisch, bekräftiget diesen Umstand, und deponirt jurato:

Es sey die Kappelin Sonntags vor des Barons Entweichung (d. i. den 29sten November, denn den 30sten ist er entwichen) gegen Abend zur Deponentin gekommen, habe ein versiegeltes Schreiben ohne Ueberschrift gehabt, und gesagt, daß es an den Baron, der damals von Strehlen abwesend gewesen, bei seiner Rückkunft abgegeben werden sollte; ihr aber wunderlich vorgekommen, daß er keine Ueberschrift habe, daher sie Deponentin ersucht, es zu öffnen, welches er nicht thun wollen, weil das Schreiben an seinen Dienstherrn bestimmt gewesen, dessen Correspondenz er nicht unter sich gehabt, folglich er bei dessen bekannten jähzornigen Gemüthsart sich großen Verdruß würde gemacht haben, wenn er Briefe geöffnet, so an seinen Herrn bestellt werden sollen.

Fol. 162 — 164.

Damit stimmt auch überein, die gleichfalls eidliche Aussage des Koch des fugitivi Johann Heinrich Nitsche, seines Alters 43 Jahr, evangel. Religion.

Fol. 170.

Sie enthält: Sonntags den 29. November a. pr. Nachmittags, als der Curatus in Siebenhuben zu Schönbrunn auf dem Schlosse der B. Warkotschin, er aber zu Strehlen abwesend gewesen, sey des Kappels Frau zu Deponenten gekommen, und habe ihm einen Brief ohne Ueberschrift mit einem ihm unbekannten Pettschaft versiegelt, gezeigt, den, ihrer Angabe nach,

der Curatus ihr überbracht und solchen durch ihren Mann den B. Warkotsch bei seiner Rückkunft, ohne sonst jemandes Wissen, zuzustellen, welches ihr Verdacht gemacht, und sie daher, weil sie Geschriebenes nicht lesen könne, Deponenten ersucht, den Brief zu öffnen und zu lesen, so er ihr aber abgeschlagen, weil er sich keinen Verdruß machen wollen, und zumalen auch, wie die Kappelin selbst geglaubt, der Brief sey von einer Person des andern Geschlechts, und habe sonsten nicht viel zu bedeuten.

Eben diesen Sonntag den 29. November a. pr. (deponirt mehrgedachter Kappel) als der Baron Warkotsch des Abends spät von Strehlen nach Hause geritten, habe er unterweges vielfältig um sich geschauet, und zu dem Kappel gesprochen: **mein Gott, wie schlecht ist hier das alles in der Gegend besetzt, und wie leicht könnte es nicht geschehen, daß der Feind hier überall durchkäme, und den König aufheben könnte**, und als sie beide nach Hause gekommen, habe er den von seiner Ehefrau erhaltenen Brief, den der Curatus ihr anvertrauet, seinem Dienstherrn eingeantwortet, auch den vom Curato zurückgelassenen mündlichen Auftrag (daß er nehmlich auf selben des Tages darauf vor dem Amte die Antwort haben müsse) zugleich ausgerichtet.

Fol. 3.

Die Kappeln saget aus, daß, als der Baron Warkotsch mit ihrem Ehemann in der Nacht am 29. No-

vember gegen Mitternacht nach Hause gekommen, sie den von dem Curato Schmidt empfangenen Brief ihrem Manne gegeben, und dessen mündliche Bestellung ausgerichtet, ihr Mann sey auch zu seinem Herrn gegangen, um ihm den Brief zu geben. Nach Mitternacht, da sie nebst ihrem Manne schon geschlafen, aber doch eher, als er aufgewacht, sey der Baron Warkotsch ohne Licht, so daß wegen der Dunkelheit er ihr nur an der Stimme kennbar gewesen, in das Zimmer getreten, wo sie beide geschlafen, habe ihren Mann geweckt, und ihm ein Schreiben in das Bette gereicht: Thomas, morgen nur recht früh geht hinüber, und gebt dem Curatus den Brief in seine eigene Hände, und macht ihm ein Compliment von mir. Wie der Baron Warkotsch weg gewesen, habe sie Marito ihren Kummer eröffnet über das Schreiben, so der Curatus bei ihr abgegeben, und über die eben eingelieferte Antwort, worauf Maritus sie durch die Versicherung getröstet, daß er das leztere gleich bei eintretendem Morgen öffnen, und mit seines Dienstherrn Pettschaft, welches er bekommen könne, sobald das Stubenmädchen würde aufgestanden seyn, wieder versiegeln wolle.

Fol. 122.

Hiermit stimmet überein die Aussage des Kappels.

Fol. 4.

Und Anna Dutkin im 24sten Jahr ihres Alters, und seit Joh. 1761 Cammerjungfer der v. Warkotsch, welche auch eidlich verhöret worden.

Fol. 202.

Deponirt: daß der B. Warkotsch die Nacht vor seiner Flucht spät gesessen, und sodann noch zu dem Jäger Kappel gegangen, wisse sie daher, weil sie nicht weit von des Jägers Stube geschlafen, und den Baron also gehen und reden gehört, der unter andern diese Worte gegen den Kappel gebracht: ob er morgen (an den Andreastag) in die Kirche gehen werde?

Fol. 144. b.

Diesen aus des Baron Warkotsch Händen erhaltenen Brief hat der Kappel nach Aussage seiner Ehefrau

Fol. 123. und 124.

den Morgen, als er gegen sechs Uhr aufgestanden, ein Bedienten-Zimmer aufgemacht, inzwischen da die übrigen Domestiquen in einer andern entlegenen Kammer noch geschlafen; er hat seine Ehefrau in das Zimmer gerufen, und ihr gesagt denke was der Herr im Sinne hat, sie sollen den König abholen. Und ihr eröffnet, daß er das Schreiben nach Strehlen tragen wolle.

Er ist jedoch zuerst mit diesem Schreiben zu dem evangelischen Prediger zu Schönbrunn gegangen, und dieser, Namens Martin Benjamin Gerlach, 47 Jahr alt, und seit dreizehn Jahren Pfarrer in Schönbrunn, der Fol. 103 seine Aussage gleichfalls eidlich erhärtet, sagt von dessen Anbringen folgendes aus Fol. 112. Den 30. November a. pr. früh vor 7 Uhr sey der Jäger Kappel, als Deponent noch zu Bette gelegen, in-

seine Schlafstube ganz eilfertig und ängstlich gekommen, habe in Gegenwart des Deponentens Ehegenossin, die doch vorhero versprechen müssen, alles zu verschweigen, ihm einen entsiegelten Brief überreicht, und ihn zu lesen gebeten, er habe in einem Couvert gelegen, und wie das Schreiben selbst von des Barons Warkotsch dem Deponenten sehr wohl bekannten Handschrift gewesen, so sey auch das Couvert von eben dieser Hand mit denen Worten überschrieben gewesen: an den Herrn Curatus zu Siebenhuben. In diesem Couverte hätten ungefähr diese Worte gestanden: Der Herr Curatus beliebe diesen Brief auf das allerschleunigste zu bestellen. Der Jäger Kappel habe Deponenten entdeckt, daß er diesen Brief nicht bestellen, sondern dem Könige einliefern wolle, und auf daß der Herr nicht allzu zeitig dessen unterbliebene Bestellung erfahren möge, habe der Kappel Deponenten ersucht, den Brief abzuschreiben, wo er sodann die Abschriften in dem rechten Couvert mit des B. Warkotsch Pettschaft versiegelt, und durch seinen Lehrburschen an den Curatum bestellen, das Original aber an den König abliefern wolle. Deponent habe den Brief abgeschrieben, und dem Jäger Abschrift und Original zurückgegeben, der die erste mit des Barons zu sich genommenen Pettschaft zu Hause versiegeln zu wollen Deponent angezeigt.

Des Predigers in Schönbrunn Ehefrau, Ursula Ulrika Gerlachin, geb. von Salisch, im 36sten Jahre ihres Alters, ist bei allem a marito recensirten Vorgang gegenwärtig gewesen, sie bekräftiget ihres Mannes Aussage durchgängig, sie hat auch sowohl als maritus den Brief gele en, und versichert, daß er von der ihr wohlbekannten Handschrift des B. Warkotsch sey, und hat übrigens ihre Deposition gleichfalls eidlich erhärtet.

Fol. 168. b und 169.

Die von dem Prediger Gerlach gefertigte Abschrift hat Kappel mit seines Herrn Pettschaft versiegelt seinem Lehrburschen Boehmelt zur Bestellung an den Curatum gegeben.

Fol. 4.

Johann Gottlob Boehmelt, der gewesene Lehrbursche des Kappels, im 18ten Jahre seines Alters, redet eidlich aus:

Fol. 198. b — 202.

Kappel sey Montags früh am Andreastage ausgegangen gewesen, und etwa um 8 Uhr nach Hause gekommen; er habe Deponenten aus der Bedientenstube in das herrschaftliche Haus gerufen, ihm ohne jemandes Zusehen einen versiegelten Brief gegeben, mit ungefähr der Ueberschrift: dieses kommt an den Herrn Pfarrer in Siebenhuben. Deponent, der Geschriebenes lesen könne, erinnere sich dieser Ueberschrift. Bei Uebergebung

des Briefes habe ihm Kappel befohlen, so geschwind als möglich nach Siebenhuben zu gehen, und den Brief an den dortigen Pfarrer zu geben, aber Niemanden, wo er hingehe, noch wo er gewesen, auch dem Baron selbst nicht, zu sagen. Er sey eilfertig nach Siebenhuben gegangen, habe den Curatum selbst in seiner Stube gefunden, da habe er dem Curato den Brief im Namen des Kappels und mit dessen Gruß übergeben. Der Curatus habe den Brief erbrochen und gelesen; Deponent habe aber nicht attendiret ob, was er gelesen, nur in der Einhülle gestanden, und ob in derselben noch ein andrer versiegelter Brief gelegen; er sey ohne sonderliche Veränderung zu bezeigen, in der Stube auf und ab gegangen, und habe nur gefragt, ob Deponent gehört habe, daß die Preußen marschiren würden; und als er seine Unwissenheit darüber bezeigt, sey er durch den Curatum mit einem Gegengruß an den Kappel mit dem Vermelden abgefertigt worden, daß er den folgenden Tag den Baron besuchen werde.

Fol. 198. 199.

Das Originalschreiben, welches, wie Fol. 3 zu befinden, der Kappel in das Hauptquartier abgegeben, ist in diesem Bericht beigelegt, und eine Abschrift davon Fol. 7. ad acta genommen worden.

Das Original ist dem Jäger Kappel und beiden Gerlachschen Eheleuten zur Recognition vorgelegt wor-

den. Ersterer recognoscirt es für dasjenige, so sein Dienstherr den 30. November früh nach Mitternacht in sein Bette überbracht, in Deponentens Hände gegeben, welches Deponent hierauf geöffnet, gelesen, durch den Pfarrer abschreiben lassen, die Abschrift mit des Baron Warkotsch Pettschaft versiegelt, und sodann durch seinen Lehrburschen, Johann Gottlieb Böhmelt die Abschrift an den Curatum bestellt, das Original selbst aber in das Hauptquartier getragen.

Fol. 130.

Die Gerlachschen Eheleute recognosciren es für dasjenige, so der Jäger Kappel unter denen in ihrer Aussage recensirten Umständen ihnen überreicht und vorgelesen.

Fol 168. b.

Die Glaubhaftigkeit der von ihnen geschehenen Recognition beruht auf den von ihnen geschwornen Eid, wodurch sie alles, was sie ausgesagt, insgemein bekräftiget.

Die Kappeln erklärt sich, daß weil sie Geschriebenes nicht lesen könne, sie auf den Brief nicht attendirt, und daher ihn, wenn er ihr auch vorgelegt würde, nicht kennen würde. Fol. 123. b.

Auch ist der E. Consorten des fugitivi sowohl dieser Brief, als noch ein anderer, den er nach seiner Entweichung an sie sine dato erlassen, und der von dem General von Krusemark aufgefangen und anhero communicirt, in originali gleichermaßen diesem Brief beigefügt,

gefügt, die Abschrift davon aber ad acta Fol. 153 gebracht, vorgelegt, und ihre Erklärung, ob sie beide von ihres Mannes Hand sind, abgefordert worden. Sie rekognoscirt beide Schreiben für ihres Eheconsorten Hand in so weit, daß sie zugiebt, daß das Schreiben vom 29. November a. pr. (welches das gefährliche Schreiben ist, so das Verbrechen des fugitivi ausmacht) seiner Handschrift gleich sehe, sie sich aber nimmermehr überzeugen könne, daß ihr Eheconsort sich soweit vergessen mögen, sondern es auch möglich, daß ihm aus gehässigen Gesinnungen von Jemanden seine Hand nachgemacht worden, welches ihr aus dem Inhalt seines zweiten an sie gerichteten Schreibens, welches sie ohne Restriction für ihres Mannes Hand erkennt, noch glaublicher werde.

Fol. 200. *b.*

Im übrigen hat Defensor des von Warkotsch, der durch verschiedene Jahre in allen Prozessen sein Rechtsfreund gewesen, folglich seine Handschrift zu erkennen, vor andern fähig ist, zwischen beiden Schreiben eine solche Gleichförmigkeit in Ansehung der Schreibart, der Rechtschreibung, der Züge, der Buchstaben gefunden, daß er an der Aufrichtigkeit des Schreibens vom 29. November a. pr. zweifeln zu können, sich nicht getrauet.

Fol. 348. *b.*

das Schreiben ist überschrieben: A Monsieur Monsieur le Baron de Wallis. Es kommt nichts Zuverlässiges in actis davon vor, wer dieser feindliche Officier sey,

Kappel sagt, ihm sey nicht erinnerlich, daß ein Cavalier oder Officier dieses Namens jemals bei seinem Dienstherrn gewesen.

Fol. 4.

und die von dem Kriegsrath Böhmer geschöpfte Vermuthung, daß es der Major Wallisch sey, der zu Neiß eine Zeitlang Kriegsgefangener gewesen

Fol. 72. der O. Amts Inquisit. Act.

scheint nicht viel Grund zu haben, es bedeutet auch gegenwärtig dieser Umstand nichts.

Der Brief enthält ein Projekt, wie des Königs Person aufgehoben werden könne, und der Verfasser giebt sich darinnen alle Mühe, dem feindlichen Officier die Leichtigkeit von dessen Ausführung begreiflich zu machen, und durch Vorstellung derer Vortheile, so er davon zu erwarten haben werde, ihn zu dieser Unternehmung aufzumuntern.

Der König ist darin nicht genannt, der Defensor des Schmidt machte sich des Umstands zu nutze, um auf das Factum eine Dunkelheit zu werfen, wovon er pro defendendo den Vortheil erwartet, daß, weil es um ein Erkenntniß zu thun ist, so die Bestrafung des größten Verbrechens und die schärfste Strafe, welche die Gesetze kennen, zum Gegenstand hat, und folglich auch die allerklärste Beweise voraussetzet, bei entstehendem mindesten Zweifel Defendendus der angedroheten Strafe entgehen können.

Es ist also nöthig, zu untersuchen, ob fugitivus in dem Schreiben vom 29. November seine Absicht gegen des Königs Person so vorgetragen, daß ohne die Augen zu verschließen, man sie erkennen kann.

Es ist aus den eigenen Worten des Schreibens klar, daß er von einer Unternehmung gegen das Hauptquartier redet, er bezeichnet sogar in dem Hauptquartier das Zimmer, gegen welches der entworfene Streich hat sollen ausgeführt werden, auf eine Art, wodurch allein die Königl. Zimmer bezeichnet werden können.

Hieher gehören die Worte des Schreibens a verbis: Es ist nirgends ein Piquet; ferner a verba: solches linkerhand liegen.

Aus dem Schreiben ist weiter unleugbar, daß das Absehen des Verfassers die Wegführung einer Person aus dem Hauptquartier betreffe. Dieses zeigen neben andern die Worte an:

> Der Wagen oder die viersitzige Kutsche stehet wieder vor der Thür;

und bei dem Schluß:

> ich bin nicht gut dafür, daß nicht etwa der Vogel Dienstags in der Nacht mögte ausgeflogen seyn.

Der Officier, an den der Brief gerichtet ist, wird zu dieser Unternehmung aufgemuntert: verbis

> Sie machen das größte Glück.

Kein vernünftiger Mann wird finden, daß ein feindlicher Officier, der eine Unternehmung gegen das

Hauptquartier entworfen, und soweit glücklich ausgeführt hätte, daß er aus demselben jemanden könnte gefangen wegführen, ein groß Glück machen werde, wenn dabei seine Absicht wäre jemanden anders als den König gefangen zu nehmen; er würde statt einer Belohnung mit dem besten Rechte als ein Thor ausgelacht werden.

Bei so klaren Anzeigen von dem Sinne des Verfassers kann die unterlassene Benennung des Königs nichts gelten, sonsten würde eine umschweifende Rede allemal fähig seyn, die Anwendung derer Gesetze wenigstens zum Theil zu hindern, und diese folglich denen Missethätern heimgegeben werden müssen.

Der Defensor des Schmidt erregt annoch wider die Authenticität des quaest. Schreibens einen Zweifel aus der Erklärung der F. von Warkotschin über ihres Eheconsorten Handschrift, welche vorstehend extrahirt worden, und der Defensor des letztern scheint anzuzeigen, daß aus deren Combination mit des Reiprichts Aussage Fol. 62. der Zweifel stärker werde.

Fol. 340. *b* 346. *b*

Wiewohl er nun selbst in diesem momento defensionis kein besonderes Gewicht setzt, so ist doch nothwendig daß auch dieser Umstand geprüft werde.

Der Reipricht deponirt Fol. 62 *b* der Jäger Kappel, den fugitivus annoch mit sich aus den Kays. Diensten gebracht, habe in persönlichen Umständen sein ganzes Herz gehabt, inzwischen habe er sich doch zuweilen gegen ihn eben so brusque als gegen jedermann bezeigt, daher

auch Kappel oft gegen Deponenten geklagt und gesagt: der Baron werde es noch dazu bringen, daß er ihm einen Streich machen müsse, den er auf immer beklagen sollte. Kappel sagt hiervon selbst aus, Fol. 130. b: er rinnere sich wohl, daß wenn er über seines Dienstherrn Jachzorn ungeduldig geworden, er gedacht und gesprochen: es könne wohl Gelegenheit geben, den Baron auch einmal wieder zu scheren, so wie er ihm und anderen thue; es sey auch dieses leichte voraus zu sehen gewesen, weil derselbe gegen die Regierung mit Reden gewaltig unvorsichtig, gegen Deponenten und andere sich herausgelassen habe.

Zuförderst ist zu bemerken, daß der Reipricht in der extrahirten Deposition sogar nicht die Absicht führet, den Kappel eines so boßhaften Gemüths zu beschuldigen, daß er seinem Dienstherrn ein so abscheuliches Verbrechen andichten, und zu dem Ende einen falschen Brief unterschieben mögen; er redet nur von Vertraulichkeiten, so zwischen beiden über gefährliche und solche Dinge statt gefunden, die dem Kappel Gelegenheit geben können, seinen Herrn in Verantwortung zu bringen. Dahin gehört auch, was unmittelbar drauf in seiner Aussage Fol. 63. folgt, von der unerwarteten Freundlichkeit seines Herrn gegen den Kappel in der Zeit, da die Armeen da gestanden und von ihren nächtlichen Conferenzen.

Ueberhaupt aber würde es noch nichts bedeuten,

daß der Reipricht einen so gehässigen Verdacht auf den Kappel geworfen, sondern es müßten Data vorhanden seyn, so selbigen unterstützten und in totis actis kommt zum Beweis einer boßhaftigen Gemüthsart des Kappels oder seiner Ehefrau nichts vor.

Wofern man jedoch aus diesen Aussagen gegen den Kappel einem Verdacht Platz geben wollte, als ob das von ihm abgelieferte Schreiben unächt, und die Deposition der Kappelschen Eheleute aus Gehässigkeit erdichtet wäre, so müßte doch erstlich sich in Actis finden, daß Kappel in dem letzten Betragen seines Herrn gegen ihn eine Veranlassung gefunden hätte, seine Drohung, wozu der vorhin empfundene Jachzorn seines Herrn ihn gebracht hätte, auszuführen: es fehlt aber daran so sehr, daß vielmehr der Reipricht an den angezogenen Fol. deponirt, Fugitivus habe, seitdem die feindlichen Armeen in dortiger Gegend gestanden, gegen den Jäger sich zu aller Menschen Verwunderung ganz leutselig, gegen sonst Jedermann aber nach wie vor stürmisch bezeigt. Von der Kappelin, welche doch durchgängig ihres Mannes Aussagen, so weit es auf Fakta ankömmt, die ihr wissend seyn können, bestätiget: kommt in actis gar nichts vor, daß sie einige gehässige Gesinnungen gegen ihren Dienstherrn gehabt, vielmehr findet sich in denen Sequestrations-Akten daß er ihr Wohlthäter gewesen und ihr zum Theil im Verfolg eines von seinem

Bruder und Erblasser zu ihrer Ausstattung geschehenen Versprechens, zum Theil zu Belohnung derer seinem Bruder und ihm gethanen Dienste, eine Versicherung auf 300 Fl. gegeben, welche nach seinem Tode zahlbar seyn sollen. So wird auch in actis nicht einmal eine Ursache angegeben, warum der Kappel den Curatum Schmidt durch falsche Aussagen in ein so großes Unglück bringen wollen.

Zweitens. Gesetzt, der Brief sey unächt, und des Barons Warkotsch Hand nachgemacht, so ist doch gewiß: daß es auf eine so geschickte Art geschehen, daß dem Auge kein Unterscheidungszeichen übrig bleibt.

Die Fr. v. Warkotsch selbst giebt keine andere Ursache an, warum sie das Schreiben für untergeschoben halte, als weil sie ihren Ehe-Consorten für unschuldig hält, ihr kann man diesen Schluß zu gute halten, aber sonsten kann er nirgends gelten.

Es müßte unstreitig Jemand eine große Fertigkeit in Nachahmung der Handschriften erlangt haben, um das Schreiben qu. verfertigen zu können. Von dem Kappel zeigt seine eigene Handschrift: so bei den Sequest. Akt. vorkommt, und zu deren Einsicht eine von ihm eigenhändig geschriebene Quittung, um deren Einsendung ad acta wir allergehorsamst bitten, hierbei liegt: daß seine Hand dazu nicht geübt genug ist.

Die Kappelin kann nicht einmal Geschriebenes lesen, und sonst kommt doch auch in actis Niemand vor, noch ist bei der Untersuchung Niemand entdeckt worden, der theils dazu das Geschicke, theils Nutzen von einer dergleichen That zu erwarten hätte.

Ein weiterer Beweis, daß die Anklage gegen beide Fugitivos guten Grund habe, und daß das producirte Schreiben ruht, liegt in dem Antwortschreiben der Oestreichischen Gerichtstellen auf die dahin pro afflictione Edictalium erlassene Requisit. darin stehet: **Es sey von dem angeblichen Verbrechen beider ihnen so viel zur Wissenschaft gekommen, daß sie sich zur Anführung derer Oestreichischen Truppen gebrauchen lassen.**

Nun ist aber bei dem sorgfältig verführten Proceß keine Gelegenheit bekannt worden, wo sie sich zur Anführung der Oestreichischen Völker brauchen lassen, außer demjenigen, so aus dem ad acta befindlichen Schreiben qu. kund worden:

Man müßte fugitivis und andern Verbrechen andichten, von denen nicht die mindeste Spur vorhanden ist, wenn man das vor Augen liegende verdunkeln wollte.

Im übrigen enthält auch das Schreiben qu. Anzeigen, daß das gemachte Complot schon durch einige Zeit fortgesetzt, und mehrere Briefe darin gewechselt worden; dahin gehöret gleich der Anfang:

Es ist nichts Veränderliches vorgefallen, der Wagen oder die viersitzige Kutsche stehet wieder vor der Thür, und ist wegen des Regens nur weggeschoben gewesen.

Es erhellet daraus, daß vorhin gemeldet worden, wie der viersitzige Wagen nicht vor der Thür mehr stehe, und daß er auf die Seite gebracht worden. Aus der ganzen Fassung des Briefes leuchtet hervor, daß die beiden Correspondenten über das Projekt schon einverstanden gewesen, und der feindliche Officier nur noch zu geschwinder Ausführung ermuntert, und ihm nachgewiesen werden sollen, daß es ohne große Gefahr und mit aller Leichtigkeit geschehen könne; und auch in diesem hängt das Schreiben mit dem wohl zusammen, was bald im Eingange dieses Briefes aus denen Aussagen der Kappelschen Eheleute extrahirt worden. Die Worte des Schreibens:

da sie jetzo Wegweiser haben,

gaben zu erkennen, daß Fugitivus von Warkotsch seinem Korrespondenten entweder die Wegweiser verschaft, oder daß ihm sein Korrespondent gemeldet, daß er welche habe.

In Ansehung des Fugitivi macht dieser Umstand weiter keinen Unterschied, es hat aber doch versucht werden müssen, ob vielleicht diese Wegweiser ent-

deckt werden konnten: der Jäger Kappel versichert Fol. 159 b. daß er Niemanden errathen könne, auf den sein Dienstherr hierunter Absicht nehmen können, um ihn zum Wegweiser zu gebrauchen, als wofern er nicht selbst Wegweiser seyn wollen, welches er jedoch nicht glaube, vielleicht den Kuratum, zumal die in dem Briefe bezeichnete Route über Siebenhuben gehe.

Daß Fugitivus selbst Wegweiser seyn wollen, ist daher unwahrscheinlich, weil er wohl eingesehen, daß die Unternehmung fehlschlagen und der feindliche Officier könne gefangen genommen werden, auf welchen Fall er sich gewiß nicht hat einiger Gefahr aussetzen wollen, da seine ganze Absicht gewesen versteckt zu handeln. Der Verdacht gegen den Kuratum hat guten Grund, es kann inzwischen auch seyn, daß andere Personen und vielleicht die Eva Paulin, von welcher unten was vorkommt, habe der Wegweiser seyn sollen, inzwischen hat von diesem Umstand ein mehreres nicht herausgebracht werden können.

Endlich sind auch unter denen übrigen Effekten des v. Warkotsch seine aufgefundene Briefschaften anhergebracht worden, es hat sich aber darunter nichts gefunden, was zu mehrerer Aufklärung dieses Fakti gehöre.

Der Beweis, welcher durch die Untersuchung wider beide Fugitivos geführt worden, kurz zusammengezogen, beruht also auf folgenden Datis.

Gegen den von Warkotsch ist vorhanden die eidliche Aussage des Kappels, daß er den in Original ihm vorgelegten Brief in der Nacht vom 29. zum 30sten November a. pr. aus seines Dienstherrn Händen mit dem Befehl erhalten, daß er ihn des Morgens drauf dem Kurato in die Hände liefern solle.

Die eidliche Aussage der Kappelin, daß sie gegenwärtig gewesen und gehört, wie Fugitivus ihrem Mann einen Brief mit den angegebenen Befehl zugestellt habe.

Der Dutkin, daß Fugitivus in ermeldeter Nacht noch spät in das Zimmer gegangen, wo der Jäger geschlafen, und ihn gefragt: ob er den Morgen darauf in die Kirche gehe?

Derer Gerlachschen Eheleute, daß ihnen der Jäger Kappel den 30sten November a. pr. früh vor Tage den ihnen in Original vorgelegten Brief entsiegelt gewiesen.

Demnächst überführet ihn der vorhandene Brief selbst, als welchen der Kappel und die Gerlachschen Eheleute eidlich für des Fugitivi ihnen wohlbekannte Handschrift recognosciret, an den des Fugitivi Ehekonsortin und sein Defensor kein Unterscheidungszeichen von dessen für richtig ohne Vorbehalt angenommenen zweiten Schreiben angeben können.

Gegen den Kuratum Schmidt ist vorhanden, die eidliche Aussage der Kappelin, daß er den 29sten November a. pr. Nachmittags ihr einen Brief oh-

ne Ueberschrift mit dem Auftrage gegeben, daß sie Fugitivo denselben zu seinen eigenen Händen bringen, und ihm vermelden solle, daß er die Antwort des Tages drauf vor dem Amte haben müsse, welches durch die eidliche Aussage des Neipricht und des Nitsche so weit es geschehen können, bestätiget wird.

Die eidliche Aussage des Kappels, daß er die von dem Pfarrer Gerlach gemachte Abschrift des Briefes mit seines Diestherrn Couvert versiegelt dem Böhmelt zur Bestellung an den Curatum gegeben.

Die eidliche Aussage des Böhmelts, daß er das von dem Kappel empfangene Schreiben dem Curato in die Hände gegeben, dieser es angenommen, und in seiner Gegenwart eröffnet.

Endlich die Aussage des Kappels, daß er auch schon den 22 sten November a. pr. dem Curato ein Schreiben von seinem Dienstherrn gebracht, worin ein Brief gelegen, der à Monsieur Monsieur Wallis überschrieben gewesen.

Beide Fugitivi finden ihre Ueberzeugung in dem Zeugnisse, so die Oestreichische dicasteria zu Wien, Prag, Brun und Troppau von ihnen ad acta abgelegt,

Fol. 133. seq. der O. A. Inq. Act.

daß sie sich zur Anführung der Oestreichischen Truppen gebrauchen lassen. Alle diese Schreiben treffen mit einander in allen Worten überein; dieses ist ein sicherer Beweis, daß sie auf höhern Befehl

ertheilt worden, und daher ist an der Zuverlässigkeit von vorermeldeten Judiciis über die Unternehmung der zwei Flüchtigen contestirten Wissenschaft nicht im mindesten zu zweifeln.

Neben diesen aus dem verführten Prozeß wider Fugitivos entstandenen Beweisthümern ist zu erwegen, daß sie beide, als sie in Haft genommen werden sollten, durch die Flucht entgangen.

Man zieht mit völligem Rechte gegen einen Flüchtling die Vermuthung, daß er des Verbrechens, worüber er angeklagt wird, schuldig sey, und diese Vermuthung ist desto stärker, je größer die Vortheile sind, so er durch seine Flucht aufgeopfert. Es ist eine vernünftige Vermuthung, daß der Flüchtling das Seinige und allen Folgen seiner Flucht lediglich darum sich unterwirft, weil, wenn er bleibt, ein größeres Unglück auf ihn wartet; und dieses kann kein anderes seyn, als die Strafe des Verbrechens, worüber er angeklagt ist. Die Furcht vor dem Gefängnisse kann zwar Eindruck bei ihm machen, und der Defensor des Curati zieht, den natürlichen Hang den alle Menschen zur Freiheit haben, zur Entschuldigung der Flucht des Defendendi an, diese Entschuldigung aber kann anderergestalt nicht gelten, als wenn der Flüchtling, nachdem er sich von dem Gefängniß gerettet, dem Richter mit Ausbittung eines sichern Geleites, zur Untersuchung sich anbietet, oder doch seine Verantwortung

an ihn einsendet. Und dieses letztere konnten Fugitivi bei dermaligen Umständen, da ein großer Theil des Landes in derer Feinde Gewalt ist, ohne alle ihre Gefahr thun. Alsdann erst gewinnt der Richter Anlaß der gelindesten Vermuthung Platz zu geben, und zu glauben, daß der Flüchtling lediglich der Haft entgehen wollen. Hingegen kann der Richter von einem Beklagten der seine Unschuld zu zeigen durch gar nichts beflissen ist, wenn derselbe dabei an seinem guten Namen, an seinem Vermögen, an seinem ganzen Glück die empfindlichste Kränkung durch die Anklage leidet, keinen andern Gedanken fassen, als daß es ihm unmöglich sey sich zu rechtfertigen.

Die Flucht des Baron Warkotsch ist noch mit Umständen begleitet, welche die allgemeine Vermuthung ungemein verstärken. Er hat seinen Weg gerade zu den feindlichen Truppen genommen; und ist in der Nacht drauf mit einem feindlichen Commando wieder zurück in sein Haus gekehret, woraus er einige Sachen mitgenommen. Die Umstände dieses nächtlichen Besuchs haben die Augenzeugen, die verehelichte Kappelin der Sequest. Reipricht und der Böhmelt umständlich angegeben.

Fol.. 125. 126. 68. 200.

Fugitivus giebt den Vorfall selbst an, in seinem Schreiben an seine Eheconsortin.

Fol. 153.

Dieses Unternehmen trägt fugitivo zwar keine

weitere Buße, weil er durch das vorige Factum sich darüber weggesetzet hatte, wäre er aber bis dahin unschuldig gewesen; so würde der Uebergang zu denen feindlichen Truppen, die Rückkehr in sein eigen Haus mit feindlicher Gewalt, an sich selbst kein capitales Verbrechen seyn. Und unter dieser Beobachtung dient sie zum Beweis, daß er sich etwas Schlimmeres bewußt gewesen; denn er würde nicht um einer geringen Verantwortung zu entgehen, sich eines capitalen Verbrechens haben schuldig gemacht.

Fugitivus entschuldigt seine Flucht gegen seine Eheconsortin in dem erwähnten Schreiben also:

Er betheuert zuförderst, daß er gegen den König und gegen dessen Interesse sich nicht das geringste eingelassen; weil er aber immer angegeben, daß er die Oestreichschen Dienste quittirt und er gleichwohl seinen Abschied niemals wirklich erhalten, so habe er, nachdem ihm der Arrest angekündigt worden, gefürchtet, daß er werde, so lange der Krieg dauert, ein Gefangner bleiben müssen; ehe er dieses erdulde, wolle er lieber den Tod leiden, er habe sich also zur Flucht entschlossen. Der Umstand, worauf sich diese ganze Erzählung gründet, ist erdichtet.

Kappel deponirte Fol. 326: fugitivus habe es in Kaiserlichen Diensten nur bis zum Hauptmann gebracht, in welcher Qualität er noch gestanden, als sein Bruder gestorben, worauf er, um seine Güter zu übernehmen, seinen Abschied gebührend gesucht,

auch in gebührender Form mit Erhöhung seines Charakters zum Major in einem großen Brief mit einem stattlichen Siegel erhalten, er habe beständig in dem hierher gebrachten Spinde gelegen, worinnen des fugitivi übrige Papiere verwahret worden, fugitivus müsse ihn bei seiner Flucht oder nachherigem nächtlichen Besuch weggenommen haben.

Gesetzt aber, es sey wahr, daß er seinen Abschied nicht erhalten, so könnte dieser Umstand an und für sich, wofern er wie er sagt, sich in nichts verantwortliches eingelassen hätte, ihm keine Blöße zuziehen. Es ist wahr, wofern ein Verdacht gegen ihn vorgewaltet, so würde dieser dadurch, daß er fälschlich angegeben, er habe seinen Abschied, etwas verstärkt worden; inzwischen würde kein vernünftiger Mensch, der seine Unschuld hätte aufweisen können, zu einem so verzweifelten Streich, als der Uebergang zum Feinde ist, durch diese Furcht sich haben verleiten lassen. Denn wäre auch wirklich fugitivus annoch ein Kaiserlicher Ungarischer Offizier gewesen, nachdem er sowohl bei Besitznehmung der brüderlichen Erbschaft, durch seinen Bevollmächtigten ad acta des Oberamtes, als sonsten insgemein sich für entlassen ausgegeben; könnte er unter dem Vorwande eines mit seinen Unterthanen-Pflichten, außer dem Fall der Königlichen Nachgebung ohnehin nicht kompatiblen Amtes, von seinem Landgute, wo er als ein Landsasse und nicht als ein

ein Kaiserlicher Officier selbst angesehen seyn wollen, nicht sich plötzlich zu denen feindlichen Truppen schlagen, ohne sich eines kapitalen Verbrechens schuldig zu machen. Die Flucht des fugitivi läßt dennoch nichts anders urtheilen, als daß das Vergehen, warum er entwichen, größer ist, als das in der Flucht selbst von ihm begangene Verbrechen, welches an sich schon Meuterei und Aufruhr wider seinen Landsherrn ist.

Demnächst, da an dem wider beide fugitivos verführten Proceß weiter nichts abgeht, als daß sie nicht persönlich vernommen, und zum Geständniß gebracht werden können, so ist die gesetzliche Folge ihres Ungehorsams, daß sie, der in denen Ladungen enthaltenen Drohung zufolge, für überwiesen gehalten werden müssen. Denn das Crimen laesae Majestatis hat dieses besondere: daß der Richter auch contra absentes in contumaciam, wenn der gegen sie verschaffte Beweis zureicht, kann auf die Todesstrafe erkennen.

Wir erachten demnach beide Flüchtlinge in denen verhandelten Aktis sattsam überwiesen.

1) Den Freiherrn von Warkotsch, daß er Urheber des Briefes ist, wovon die Abschrift Fo 7. ad acta liegt, und daß er dessen Bestellung an den Kuratum dem Jäger Kappel anbefohlen.

2) Curatus Schmidt, daß er bei dem Brief-

wechsel des B. Warkotsch mit einem feindlichen Officier zur Bestellung der Briefe sich hat gebrauchen lassen.

3) Beide, daß sie sich zur Anführung der feindlichen Truppen, gegen die diesseitigen wollen brauchen lassen.

Es war natürlich zu erwarten, daß Fugitivus in dem an seine Eheconsortin nach seiner Flucht erlassenen Schreiben etwas zur Verantwortung seiner That vorbringen würde. Er hat sich aber kürzer aus der Sache gezogen, indem er versichert, nicht begreifen zu können, warum ihm der Arrest sey angekündigt worden. Sollte inzwischen die Erzählung, daß er noch wirklich als Officier in Kayserlich Ungarischen Diensten stehe, eine versteckte Vertheidigung seiner That in des fugitivi Augen seyn, so irrt er gar sehr. Der Häßlichkeit seiner That würde dadurch, wenn es auch wahr wäre, nichts abgehen, vielmehr würde die Sache noch ein übler Ansehen gewinnen, da der Streich seit mehrern Jahren vorbereitet scheinen würde.

Außer den Umständen, so die Defensores wider die Gewißheit des facti erregt, und wovon jeder an seinem Ort bereits vorgekommen, haben sie noch folgendes pro defendendis vorgetragen.

Defensor des B. Warkotsch giebt überhaupt nach, daß keine Rechtsgründe defendendum schützen können; pro obtinenda gratia Augustissimi aber giebt er an:

das Verbrechen sey ein Crimen attentatum verblieben. Dieser Satz ist falsch, es ist wahr, der Streich ist mißlungen, es ist aber dieses lediglich der Vorsicht und Treue des Kappels zu verdanken. Defendendus hat hierzu nichts beigetragen, und nach seinem gemachten Entwurf, blieb ihm auch bei dem Verbrechen selbst, nichts mehr zu thun übrig, denn es ist gar nicht einmal wahrscheinlich, daß er habe an der Ausführung als Wegweiser Theil nehmen wollen.

Defensor des rc. Schmidt zieht zu einiger Entschuldigung des Defendendi an, daß er nach Aussage des Schulmeisters Fol. 206. ein guter einfältiger Mensch geschienen, der durch den Freiherrn von Warkotsch möge seyn verführt worden. Daß der Schulmeister Curatum für einfältig gehalten, beweißt noch nicht daß er es gewesen. Die Zurückhaltung desselben in Reden über die Kriegesangelegenheiten, welche eben dieser Schulmeister und die Oelßnerin an ihm rühmen

Fol. 106. 219.

in Verbindung mit der jetzt entdeckten Gesinnung, bezeichnet ihn eher als einen arglistigen Mann der seine Neigung verborgen gehalten, um zu bequemer Zeit einen desto wichtigern Streich auszuführen. Im übrigen ist genug: daß er pro capace doli gehalten werden muß, da seine geistlichen Obern ihn zu Führung der ihm anvertrauten Seelsorge tüchtig befunden.

Defensor des Schmidt hat noch ein Argument in den Actis darin zu finden geglaubt, daß darinnen kein Beweis liege, daß defendendus die gefährliche Absicht des Baron Warkotsch, die er in dem ihm anvertrauten Briefe geäußert, gewust habe.

Hiervon wird bei Ermäßigung der Strafe das weitere vorkommen.

In der Unternehmung des B. Warkotsch finden sich beide Kennzeichen des Hochverraths in dem höchsten Grade vereinigt. Erstlich: zielt der von ihm gemachte Entwurf auf den Untergang der Person seines Souverains ab. Er hat seine Gefangennehmung, seine Erniedrigung und völlige Abhänglichkeit von seinen Feinden zu Wege bringen wollen.

Der Entwurf brachte nothwendig auch mit sich, daß das Leben des Königs müsse in die äußerste Gefahr gerathen. Denn er konnte doch selbst nicht erwarten, daß der Streich gar keine Gegenwehr finden würde.

Zweitens: zernichtete der entworfene Streich, wenn er gelungen wäre, zugleich das allgemeine Wohl und Sicherheit aller königlichen Staaten und setzte alles in äußerste Verwirrung.

Es ist daher kein Zweifel, daß der Freiherr von Warkotsch der höchsten Strafe, womit die Gesetze den Hochverrath belegen, sich schuldig gemacht.

Daß Curatus Schmidt eigentlich gewust, daß

in dem Briefe, den er zur Bestellung übernommen, ein Entwurf stehe, wie der König könne gefangen weggeführt werden, davon liegt in Actis kein sattsamer Beweis, inzwischen ist er überwiesen, daß er bei diesem verbotenen Briefwechsel sich zur Bestellung gebrauchen lassen. Er hat gegen sich, daß ihm der Oesterreichische Hof das Zeugniß giebt: er habe sich wollen zu Anführung der feindlichen Völker gebrauchen lassen. Er ist also des feindlichen Gemüths gegen seinen Souverain sattsam überführt. Daß ein wissentlicher Verbrecher nicht den ganzen Umfang seines Verbrechens in dessen Erfolg einsiehet, sondern daß selbiger ihn zum Theil von seinen Mitgesellen verheelet wird, ist an sich nur eine geringe Entschuldigung. Indessen da gleichwohl ein merkbarer Unterschied zwischen seinem Verbrechen (so weit es nemlich klar gemacht werden können) und dem Verbrechen des B. Warkotsch bleibet, so ist auch billig bei Ermäßigung der Strafe einiger Unterschied zu halten.

Obstehende Gründe veranlassen Uns auf das Erkenntniß anzutragen:

Daß Heinrich Gottlob, ehemals Freiherr von Warkotsch, und Franz Schmidt, durch die wider ihren Souverain geschmiedete Unternehmung, ersterer seines Adels verlustig, beide recht und ehrlos werden, und ihr gesammtes Vermögen, beweg- und unbeweglich

mit Vorbehalt derer, der Ehekonsortin des ersten Verbrechers und einem jeden davon zustehenden erweißlichen Anforderungen, dem Fisco als verwirktes Gut zu verabfolgen.

Daß demnächst Ersterer lebendig zu viertheilen; der Zweite zuförderst zu enthaupten, und sodann der Körper in vier Theile zu theilen, auch bis zu Erfolg ihrer Habhaftwerdung das Urtheil *in Effigie* zu vollziehen, und dabei des erstern Verbrechers Wappen durch den Scharfrichter zu kassiren und zu zerbrechen.

Der Ehekonsortin des Warkotsch, welche gefänglich anhero gebracht und bisher in leidlicher Verwahrung gehalten worden, fällt in actis nicht das mindeste zur Last, welches die Vermuthung erregen könnte, daß sie an ihres Mannes Verbrechen Antheil genommen, Wissenschaft davon, oder auch einigen Verdacht darüber gegen ihren Mann gehabt. Vielmehr betheuert der Kappel Fol. 6. auf das nachdrücklichste: daß er sie für völlig unschuldig halte. Ein gleiches thut Fol. 122 *b*. die Kappelin, beide geben die wahrscheinliche Ursache an: daß die zwei Eheleute niemals vertraulich mit einander gelebt. Und letztere fügt hinzu die Frau von Warkotsch habe, wenn der Curatus gegenwärtig oder bei Tische gewesen, freundlich, aber nie vertraulich gegen ihn sich bezeigt.

Einen starken Beweis ihrer Unschuld giebt der Umstand an die Hand, daß ꝛc. Schmidt bei Einhändigung des Briefes an die Kappelin so sorgfältig verboten, daß er nicht solle an die Freiin von Warkotsch gegeben werden.

Wir submittiren daher, daß sie ihrer Haft wieder entlassen werden möge.

Der katholische Schulmeister zu Siebenhuben Anton Koch ist auch eingezogen worden; der von Nimptsch gab in seiner Aussage in dem Hauptquartier die Veranlassung dazu, da er angab, es sey derselbe an eben dem Tage, da Curatus entflohen, unsichtbar geworden.

In der Folge hat sich ergeben, daß er keinen andern Grund zu dieser Angabe gehabt, als weil der Schulmeister, da der von Nimptsch mit dem Commando so ihn in das Hauptquartier gebracht, zu Siebenhuben ankamen, in seinem Hause nicht gefunden worden.

Fol. 166.

Es hat sich aber durch das Zeugniß des evangelischen Pfarrers in Prieborn ausgewiesen: daß er um eben diese Zeit bei ihm gewesen, und ihm in seinem Garten gearbeitet.

Fol. 163.

Wie er denn auch noch an demselben Abend in sein Haus zurückgekehret. Da nun auch sonsten kein Verdacht einiges Antheils an des Curati Un-

ternehmen gegen ihn hervorgetreten, so ist er bereits, nachdem seine Anwesenheit zu Verführung des Processes nicht mehr nöthig war, von hier nach Hause entlassen worden.

Es ist hingegen ein starker Verdacht vorhanden wider Eva Paulin, eines Hausweibs aus Siebenhuben Tochter, daß sie von dem Curato zu unerlaubten Bestellungen, auch wahrscheinlicher Weise selbst bei dem Briefe vom 29. November a. pr. sich gebrauchen lassen. Selbige ist nach Aussage des Schulmeisters Fol. 216 vom Curato zu Verschickungen in Häuslichen- und Kirchenbedürfnissen, z. E. Wein, Hostien, Lichter ꝛc. zu holen gebraucht worden. Ersterer fügt hinzu: Er und andere muthmaßten, daß sie sich zu verbotenen Verschickungen brauchen lassen, weil sie nach des Curati Entweichung entflohen.

Die Oelsnerin sagt Fol. 218. 220. 221. Curatus habe die Eva zuweilen durch Kinder und andere Leute zu sich bestellen lassen, zuweilen durch Comparentin.

Den Montag am Andreastag (den 30sten November) sey die Eva nach dem Frühgottesdienst bei ihm im Hause gewesen, ob er sie damals bestellt, wisse Deponentin nicht, vielleicht würde es Curatus selbst in der Kirche gethan haben, wo Deponentin zwar auch gewesen, aber doch die Eva mit dem Curato nicht sprechen gesehen.

Deponentin sey, als die Eva am Andreastage in die Stube getreten, auch da gewesen, und habe gehört, daß sie gesagt: „da bin ich,“ worauf sie zu ihren Verrichtungen zur Stube hinausgegangen, und die Eva auch gleich darauf kaum in einer halben Viertelstunde.

Die Anrede der Eva an den Curatum zeigt, daß die Eva gerufen gekommen.

Der Eva Mutter deponirt am 5ten Januar. Gestern 5 Wochen an einem Freitage (der Kalender weiset aus, daß dieses der 30ste November als der Andreastag ist) sey ihre Tochter aus der Kirche gekommen und habe zur Deponentin gesagt, sie wolle nach Henrigau gehen, und dem Eheweibe des Kutschers bei dem Prieborner Amtmann ¼ Scheffel Aepfel kaufen; sie habe also mit der Deponentin gegessen, sey etwan um 1 Uhr Nachmittags weggegangen; soll aber noch nach Hause wieder kommen, ohne daß Deponentin wisse, wo sie hingekommen, noch alles ihres Nachfragens ungeachtet, etwas von ihr erfahren können. So viel habe sie nachhero von ermeldeter Kutscherin gehört, daß sie der Eva einmal zufällig gesagt, sie solle, wenn sie etwa nach Henrichau ginge, ihr ¼ Scheffel Aepfel einkaufen, aber eben am Andreastage es nicht verlangt.

Da mit öffentlicher Gewalt in dortiger Gegend nichts auszurichten gewesen, so hat der Oberamt:

mann in Prieborn Auftrag erhalten, sich mit guter Art dieser verdächtigen Person zu bemächtigen, der Erfolg steht annoch zu erwarten, und bis dahin kann hierunter weiter nichts verfügt werden.

Wir überreichen Ew. Königl. Majestät anbei zugleich die Inquisitons-Akten in zwei Volum., die in diesem Bericht erwähnten zwei Schreiben des Baron Warkotsch, nebst der Quittung des Matthias Kappel, überlassen übrigens alles Dero allerhöchsten Verfügung, und verharren,

Ew. Königl. Majestät

alleruntertbänigsttreu gehorsamste, zu Dero Breslausche Ober-Amts-Regierung verordnete Ober-Präsident, Präsident, Direktor und Räthe

v. Münchhausen, v. Carmer, v. Lüttichau, Freih. v. Seidlitz, v. Tschirski, v. Zedlitz.

Fünfter Abschnitt.

Historische Erläuterungen und Zusätze.

I.

Anmerkungen über einige Verschiedenheiten, welche sich in den Aussagen des Hegemeisters, Kappel, finden.

Der aufmerksame Leser wird einige Verschiedenheiten zwischen dem Aufsatze des Herrn Kappel und dem an den König erstatteten Bericht der Königl. Oberamts-Regierung finden. Diese sind indeß von keiner Erheblichkeit. Denn wenn auch die Bestimmung der Stunden, in welchen jeder Vorfall sich ereignet hat, oder der Inhalt des Warkotschen Briefes verschieden angegeben ist, so rührt dies von Gedächtnißfehlern her, welche dem treuesten Geschichterzähler wohl zu verzeihen sind.

Seine Aussage von dem Vermögen der Frau von Warkotsch ist dahin zu berichtigen, daß solches nicht in 20,000 Fl., sondern nur 17,000 Fl. bestand. Und es wird in der Folge gezeigt, daß ihr die Auszahlung ihres Eingebrachten rechtlich zuerkannt wurde, auf den Fall sie auf die öffentlich ergangenen Edictalcitationen nach Schlesien zurückkommen würde. Da sie aber vermuthlich vom

Kayserlichen Hofe abgehalten wurde und ihr die Vorladungen verheelt sind; so ist dieses Capital vom Könige zur Erziehung junger Schlesier bestimmt worden.

Der Jäger sagt: daß der Hauptmann von Rabenau mit dem Baron, den er eben bei Tische gefunden, gegessen und getrunken habe; der Herr Inspektor Müller aber, welcher zu der Zeit Feldprediger bei dem Zastrowschen Regiment gewesen ist, weiß aus den Verhörsakten, daß der Hauptmann nichts genossen hat. Es läßt sich auch nicht vermuthen, daß ein kommandirter Officier sich durch solche Höflichkeitsbezeugungen in der Ausführung seiner Königlichen Aufträge werde aufhalten lassen. Herr von Rabenau hat vielmehr versichert, daß er weder Wein noch Speise angenommen, sondern, nachdem er eine kurze Zeit sich neben den Baron niedergesetzt, er ihn ans Fenster gerufen und ihm die höchste Arrestordre eröffnet habe. Es sey der Baron hierbei so unerschrocken geblieben, daß auch nicht eine veränderte Miene an ihm zu bemerken gewesen; denn es habe derselbe mit scheinbarer Kaltblütigkeit gesagt: ha! da will mir der Minister Schlabberndorf einen Streich spielen; er ist mein Feind und ärgerlich, daß ich keine Fourage liefere! ich werde mich sogleich anziehen und mit Ihnen nach Brieg in Arrest gehen *). Der Ba-

*) Die Gnade des Königs gegen Warkotsch war so groß, daß er dem Minister von Schlabberndorf befohlen hatte, von diesem Edelmanne und dessen Unterthanen keine Lieferungen zu fordern.

von fing auch sogleich an sich anzukleiden, und der Hauptmann setzte sich nieder, um dem Könige die geschehene Arretirung schleunigst zu melden. Kaum aber hatte er die Ordonanz mit diesem Rapport abgefertigt, als der Hochverräther, auf die vorbeschriebene Art, entkommen war. Da der Jäger während dieses Vorgangs in Strehlen beim Könige war, so hat er nur vom Hörensagen wissen können, was während der Zeit geschehen ist. Indessen leidet seine Wahrheitsliebe darunter nicht.

II.

Ob die Gefangennehmung oder Ermordung des Königs ausführbar gewesen sey?

Wenn man die Stellung beider Heere, — das Terrain von Strehlen, — die Lage des Hauses kennt, welches der König bewohnte; so bleibt fast kein Zweifel, daß der verabscheuungswürdige Streich hätte gelingen müssen.

Die Stellung der Armee wird sich der Leser zum Theil schon aus dem ersten Abschnitt richtig vorstellen können.

Beide Armeen standen einander in den Kantonirungsquartieren so nahe, daß sich oft die Patrullen

begegneten. Die Oestreicher hatten sich des Gebürges bemächtigt. Der König lag ihnen gegen über bei Strehlen. In der Stadt standen einige Bataillone; das nahe daran stoßende Dorf Maiselwitz aber, wo des Königs Hauptquartier war, hatte nur eine geringe Besatzung, weil die Zahl seiner Häuser nur klein ist. Da auch der König die Leute mit dem Wachegeben möglichst schonte; so hatte er nur 13 Mann im Vorhofe seiner Wohnung. Die übrigen Regimenter lagen in den benachbarten Dörfern, so daß sie bei entstehenden Angriffen sogleich ins Gewehr springen, zusammenrücken und dem von vorne attaquirenden Feinde die Spitze bieten konnten. Denn im Rücken war keine Hauptattaque möglich, weil die vorstehende feindliche Armee nicht ohne Wissen des wachsamen Königs aufbrechen konnte. Es mußte also auch das Hauptaugenmerk des Königs auf den von vorne gegen ihn stehenden Feind gerichtet seyn. Zur Sicherheit seines Rückens aber lag hinter Strehlen das Regiment Zastrow Cavallerie. Jäger und starke Feldwachten schützten diesen Rücken der Cantonirungen vor kleinen Anfällen. Es hatte also der Monarch als Feldherr seine Position gegen eine feindliche Armee mit großer Vorsicht genommen. Aber gegen eine Partei Meuchelmörder hatte er seine höchste Person nicht genug in Sicherheit gesetzt.

Der Hochverräther Warkotsch hatte den Feinden

die geheimen Wege bekannt gemacht, durch welche sie sich in der Nacht an das Haus des Königs heranschleichen, ihn von hinten überfallen und gefangen nehmen oder ermorden konnten.

Das Haus, welches der König bewohnte, war von Einem Stockwerke, und lag nicht in den Ringmauern der Stadt Strehlen, sondern in dem daranstoßenden offenen Dorfe Maiselwitz. Es gehörte dies Haus dem Bauinspektor Bruckkampf. Neben diesem Hause war die Wohnung des Herrn Postmeisters Stiller von 2 Etagen, in welchem das Königl. Kabinet war. In einer kleinen Entfernung von diesen Häusern fing sich der Stadtwall an, aus dem man durch Schlünde, das Dorf Hustinetz vorbei, ungesehen und ohne einen Posten zu berühren, bis an den Stillerschen Garten kommen konnte. Durch diesen, wie auch durch den Bruckkampfschen Garten, fließt der kleine Fluß Ohlau, welcher damals sehr seichte und für die Verschwornen kein Hinderniß war, wenn sie durch das Fenster in des Königs Schlafzimmer dringen wollten. Ueberdies wußte Warkotsch, daß die hinter Strehlen stehende preußische Cavallerie und wenige Infanterie Ordre hatte, sich bei einem entstehenden Angriffe nicht hinter Strehlen zu postiren, sondern schnell in die Linie vor Strehlen zu eilen. Es war mithin gewiß, daß die im Busche

lauernden Verschwornen keinen Widerstand finden würden.

Der Plan war dieser: die östreichische Armee wollte in der Nacht einen Hauptangriff auf die preußische Fronte thun, und in eben diesem Moment sollten die in dem nahen Walde auf der Lauer liegenden Verschwornen durch das Fenster von hinten einbrechen, weil hier gar keine Wacht war, sondern diese sich auf der andern Seite des Hauses befand. Zugleich sollte aber auch ein von hinten kommendes starkes feindliches Kommando das Haus von vorne umziehen, die Wacht niedermachen und das Dorf und die Stadt anzünden. In dieser Verwirrung hoffte man dann gewiß, den König lebend oder todt in die Hände zu bekommen, und die ihres Hauptes beraubte kleine preußische Armee zu schlagen.

Den Verschwornen war der Rückgang auch leicht möglich; denn Strehlen ist ganz mit Bergen umgeben. Waldungen und Gebüsche deckten das Zurückfliehen der Verschwornen und ihrer Unterstützer, welche über das mitten im Walde liegende kleine Dörfchen Pagarth heranstürmen sollten.

So urtheilte man nach mißlungenem Versuche über den entworfenen Plan in der östreichischen Armee, indeß der Hochverrath des Warkotsch von allen Rechtschaffnen verabscheuet und es selbst von Feinden sehr gemißbilligt wurde, daß sich der General N. bis dahin erniedrigt hatte, ein so abscheu-

liches

liches Vorhaben zu genehmigen *). Denn ohne höhern Beitritt hätte Wallis, der Kommandeur des Laudonschen Regiments, nicht einen so viel umfassenden Entwurf machen können. Die edle gräfliche Familie von Wallis machte auch öffentlich bekannt: daß dieser mit dem Hochverräther unter einer Decke gesteckte Wallis nicht zu ihrer Familie gehöre. Gefangne östreichische Officiere sagten damals: daß er von geringer Abkunft sey. Der General Laudon habe ihn als einen unternehmenden Kopf emporgehoben.

Im Ganzen genommen bleibt über manchen Umstand der Entstehungsgeschichte dieses Hochverraths noch ein Schleier hängen, von welchem zu wünschen ist, daß ihn auch die Zukunft nicht wegnimmt. **) Der Nachwelt wird es schon genug seyn, den Hauptverbrecher aufgestellt zu sehen, und noch spät werden edle Leser die Wege bewundern, auf welchen die Vorsehung den König rettete.

*) Der Feldmarschall Daun stand zu der Zeit in Sachsen, und bezeigte laut seinen Unwillen über dieses Komplott.

**) Um niemanden Unrecht zu thun, unterdrücke ich hier die damals laut genug genannten Nahmen der östreichschen Officiere, — welche als Theilnehmer an dieser Verrätherei angesehen wurden.

III.

Einige nähere Umstände von dem Charakter und Ende der Verräther Warkotsch und Schmidt.

Große Verbrecher sind immer Menschen von schlechten Grundsätzen, nach welchen sich ihre Denkungsart, Neigungen und Handlungen formen. Der Baron Warkotsch wurde Bösewicht und unglücklich, weil er es sich zur Lebensmaxime gemacht hatte: man müsse ohne Rücksicht auf Religion, Eid und Tugend seinem Landesherrn untreu werden, wenn man bei einem andern die Untreue wohl bezahlt empfinge. Er war ein Mann, welcher gar keine gereinigte katholische oder evangelische Religionsbegriffe besaß. Zwar bekannte er sich, dem Namen nach, zur lutherischen Kirche, weil seine Unterthanen evangelisch waren, und er befürchtete, daß ihr Schreien über die Härte, mit welcher er ihnen begegnete, sich noch vermehren würde, wenn er die katholische Religion annähme. Indessen äußerte er oft den Wunsch, daß seine Unterthanen und ihr Pfarrer katholisch seyn möchten; weil dergleichen Leute nicht so klug wie die Protestanten wären, und durch die Leitung der Geistlichen geschmeidiger würden. Dem evangelischen Prediger Gerlach begegnete er geringschätzig, und die öffentliche Gottesver-

ehrung verachtete er. Seinen Hang zur Wollust sättigte er, zur größten Beleidigung seiner würdigen Gemahlin, durch eheliche Untreue. Sie muste sogar dulden, daß eine der Bedientinnen die nächtliche Dienerin ihres Gemahls war. Er liebte Trunk und Spiel. Zu beiden suchte er Gesellschafter, ohne delikate Rücksicht auf seinen Stand. Er war allen gefällig, die seine Leidenschaften befriedigen halfen. Aber er war auch feiner Hofmann, und hatte die Kunst studiert, die Höhern für sich einzunehmen. Dieses Talent nutzte er, um die Gnade des Königs zu erschmeichlen und ihn um so sichrer ins Verderben zu stürzen. Der Gang, den er hier nahm, war dieser: im Aug. 1761 hörte er, daß der biedere evangelische Stadtprediger Kranicher zu Reichenbach dem Könige in das veste Hungerlager nach Bunzelwitz durch vertraute Boten vortrefliche Pfirsichen, Weintrauben und Gartenfrüchte sandte. Der König nahm dieses sehr gnädig auf, und der Baron Warkotsch eilte, um sich des Königs Liebe und Vertrauen auf ähnliche Art zu erwerben. Seine schlauen Boten waren vermuthlich den östreichschen Kommandeurs so bekannt, daß sie nach dem eingeschlossenen Bunzelwitzer Lager durchgelassen wurden. Und wie groß das Zutrauen des Königs zu ihm gewesen ist, erhellet schon daraus, daß er sich auf dem geheimnißvollen Marsche nach Strehlen dem Baron entdeckte,

und von ihm einen Führer geben ließ, dem er in finstrer Nacht folgte.

Nun hatte der Verräther die Verlegenheit des Königs bemerkt. Und da ihn der dankbare Monarch nachher oft zur Tafel bat, auch bei dem größten Fouragemangel seine Güter von aller Lieferung befreite; so war es ihm leicht, sich unter unvorsichtigen Officieren der Königlichen Adjutantur und Armee offenherzige Freunde zu machen. Er ließ in Schönbrunn guten ungarischen Wein fließen; und fand sich in dem Dorfe Rickerts, zwischen Schönbrunn und Strehlen zum Trunk und Spiel unter den preußischen Officieren fleißig ein. Von diesen sowohl als im Hauptquartiere, erfuhr er die ganze Disposition, welche der König auf den Fall gemacht hatte, daß der Feind ihn angreifen würde. Er hatte sich auch sogar das Vertrauen des geheimden Kabinetsraths Eichel zu verschaffen gewußt, und versuchte auch da etwas zu entdecken, welches er zur Ausführung seines teuflischen Plans nutzen könnte. *)

*) Eichel, Köper und der noch lebende Herr Geh. Rath Lasper waren damals die vertrauten Kabinetsräthe des Königs. Alle drei Männer von unbestechlicher Rechtschaffenheit, unermüdetem Dienstleifer und menschenfreundlichem Charakter. Immer wurden sie die Quellen und Werkzeuge der zahlreichen Wohlthaten, durch welche der Monarch mitten im verwüstenden Kriege so manches Herz gewann.

Den katholischen Pfarrer Schmidt in Siebenhuben hatte er durch Versprechung großer Belohnung zur schändlichen Untreue gegen seinen Landesherrn verführt. Es war auch dieser so fest an das Interesse des Barons von Warkotsch geknüpft, daß er ihn zum Unterhändler gebrauchen konnte, mündlich und schriftlich mit dem östreichischen Obristen Wallis, die Ausführung seines, mit aller menschlichen List angelegten Vorhabens zu verhandeln. Und auf die schon oft erprobte und bewährte Treue seines katholischen Jägers Kappel und dessen Frau schien ihm kein Verdacht denkbar *) Er konnte also glauben: daß sein dem Könige gestelltes Netz unzerreißbar sey. Aber gerade die letzten Fäden, an welchen er es hielt, zerrissen, als er im Begriff stand, die Schlinge zuzuziehen. So aufmerksam er bisher gewesen war, nichts zu verabsäumen; so sorglos schlief der Verblendete in der entscheidenden Nacht vom 30sten Oktober auf den 1sten November 1761, da ihm alles daran liegen mußte, den lezten und wichtigsten Brief in sichern Händen zu wissen. Der Stolz auf den bisher glücklichen Fortgang seines großen Vorhabens schläferte ihn ein. Auch konnte er bei Anlegung der letzten Hand so viel leichter et-

*) Er hatte zwar auch einen Läufer, den er zum Briefträger hätte gebrauchen können; diesem aber traute er nicht, weil er lutherisch war. Der Obrist Zastrow nahm ihn hernach in Dienst.

was versehen, da Uebereilung ein Hauptzug in seinem Charakter war.

Indessen hatten die treuen Officiere und Freunde des Königs sich oft gewundert und geärgert, wenn sie hörten: daß der Großprahler bei aller seiner Politik und gerühmten Anhänglichkeit an den König immer die Landesregierung tadelte und von den kriegerischen Unternehmungen der preußischen Armee einen unglücklichen Ausgang vorhersagte. Nur die Gnade des Königs und die intime Freundschaft des Generals Krusemark schützten ihn, daß nicht wohldenkende Officiere ihm öffentliche Beweise des Unwillens gaben, welchen jeder rechtschaffne Preuße gegen den hat, der es mit dem Könige nicht treu meint.

Aber um so größer war denn auch die Verachtung, der Abscheu und die Strafe, womit dieser schändliche Verräther gleich nach seiner mißlungenen That überhäuft wurde. Denn ob er zwar der Arretirung entrann, und von der im Bildniß geschehenen Viertheilung nichts fühlte, so ward er doch von der römischen Kaiserin selbst und von allen edelgesinnten Oestreichern verabscheuet. Er war reich und Besitzer der vier ansehnlichen Güter, Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und Rascherei. Diese mußte er mit dem Rücken ansehen, bis an die Türkische Grenze flüchten, und mit foltern,

dem Gewissen von einem geringen Jahrgelde leben, welches ihm als einem Verräther zu Pest in Ungarn zugeworfen ward. Hier starb er, von allen Wohldenkenden verachtet. Was er in den Augen seiner nach ihm erblichenen Gemahlin gewesen ist, bewies eine Verordnung in dem Testamente dieser frommen Frau, nach welcher, zur Rettung seiner Seele aus dem Fegefeuer, eine große Anzahl Seelenmessen mehr, als für ihre eigene gelesen werden sollten. Dagegen gaben eben dieser Dame ihre Unterthanen und Zeitgenossen das rühmliche Zeugniß, daß sie durch Rechtschaffenheit und Herzensgüte eben so ehrwürdig gewesen sey, als sich ihr Gatte verabscheuungswürdig gemacht habe.

Seine Güter wurden an den Grafen von Gelhorn für 100,000 Thaler, und kurz darauf von diesem an den Obristlieutenant von der Golz für 120,000 Thaler verkauft. Die erste Summe, welche dem Königlichen Fisko zugesprochen war, gebrauchte der geldbedürftige König nicht, seine Feinde zu bekriegen, sondern das nach der Bezahlung der Schulden und Kosten übrig gebliebene Kapital ward von ihm zu Schulbauten und öffentlichen Erziehungs-Verbesserungen verwandt.

Der Curatus oder katholische Pfarrer Schmidt war der ungerathene Sohn eines Bäckers aus Neiß. Schon durch Jugendstreiche hatte er seinen Eltern viel Gram gemacht. Er war erst seit Einem Jahre

auf seinem geistlichen Posten, hatte sich aber schon in der kurzen Zeit in den Augen der gemeinen Leute die Hochschätzung geraubt, welche sonst gute Geistliche genießen. Sein vertrauter Umgang mit dem durch Härte und Wollust verhaßten Baron Warkotsch, und die verdächtige Korrespondenz, welche er in das feindliche Lager beförderte, zeigten ihn von einer sehr schlechten Seite. Der Jäger schöpfte auch zuerst Argwohn gegen diesen unlautern Geistlichen. Man glaubte, er sey durch den Warkotsch verführt worden. Andere meinten: er habe den Baron verleitet, und der feindlichen Armee zum Werkzeuge in der ersten Anlegung des abscheulichen Plans gedient; auch seine Eva zur Wegweiserin gebrauchen, sie zu einem Mädchen von Orleans begeistern und erheben wollen.

Daß diese Eva eine Hauptrolle hat spielen sollen, sieht man daraus, daß sie sogleich von der östreichischen Generalität zu Kloster Henrigau in Schutz genommen; und laut der Untersuchungsakten auch nicht wieder zu ihrer Mutter und in ihr Vaterland zurückgekommen ist. Unbekannt ist auch, wohin man östreichischer Seits den verabscheuungswürdigen Curatus Schmidt in Sicherheit gebracht hat, ob er noch lebt, und die gerechten Gewissensbisse seiner Treulosigkeit empfindet?

Warkotsch, Schmidt und Eva sind die drei einzigen Personen, welche als Anführer des niedrig

und schändlich erdachten Plans bekannt geworden sind, und nun gebrandmarkt da stehen.

Zufällig hätte der Schreiber des Herrn Postmeisters Stiller in Strehlen die Ausführung dieser schwarzen That verhindern können, wenn Warkotsch auf irgend eine warnende Stimme hätte merken wollen. Denn der Postschreiber Lehmann schrieb kurz vor dem Ausbruche der Verrätherei folgende Worte auf ein Blatt Papier:

> Künftiges Frühjahr läßt der König von Preussen drei Armeen ins Feld rücken. Eine gegen die Kaiserlichen und eine gegen den Baron von Warkotsch, und noch eine gegen die Kaiserlichen.

Als die Post ankam, wurde über die für den Baron bestimmten Zeitungen ein Couvert gemacht. Zum Unglück für den armen Lehmann führte ihm der Zufall dies Blatt wieder in die Hände; der Unvorsichtige hüllte es um die Zeitungen, und so kam es nach Schönbrunn. Einige Tage darauf kam des Barons Amtmann nach Strehlen, um den Postmeister Stiller wegen dieses Zettels zur Rede zu stellen. Dieser erkannte sogleich die Hand seines Schreibers, ließ diesen herbeikommen, und fragte ihn: warum er dieses geschrieben habe? Der Lehmann antwortete, daß er eine Feder probirt, und in der Eile das auf die Art beschriebene Papier zum Couvert genommen habe. Für diese unvorsichtige Handlung versetzte der Postmeister dem Schrei-

ber in Gegenwart des Amtmanns ein paar Ohrfeigen, und sagte diesem: dies wäre die ganze Genugthuung, die er dem Herrn Baron verschaffen könne. *)

IV.

Nachricht von der Gemahlin des Hochverräthers Warkotsch, aus Originaldocumenten.

Des verabscheueten Barons Warkotsch vortreffliche Gemahlin war die Freyin Johanna von Höffler zu Löwenstein. Sie wurde zwar arretirt, aber für unschuldig erkannt; und ihr in Schlesien stehendes Vermögen, welches circa 17,000 Fl. betrug, würde ihr eingehändigt seyn, wenn sie auf die ergangne Edictalcitation erschienen wäre. Denn der König hatte den 17ten Mai 1763 durch Kabinetsordre auf ihre Vorstellung befohlen, „daß zwar rechtlich,

*) Dieser ganze Vorfall mit dem rc. Lehmann ist hier wörtlich so abgedruckt, wie es die noch lebende Frau Wittwe des verstorbenen Postmeisters Stiller ad protocollum ausgesagt hat. Sie war nehmlich so gefällig, sich bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in Magdeburg den 20sten Juni 1794 vernehmen zu lassen. Es geschahe dies von dem Criminalrath, Regierungssekretair und notar. public. Herrn Ludwig Wilhelm Ehversmann, wie das von ihm unterschriebene und mit dem kaiserlichen Notariatssiegel beglaubigte Aktenstück ausweist.

aber nach aller Billigkeit verfahren, und dem Fisco nicht gestattet werden sollte, unerschwingliche Beweise von ihr zu fordern, oder sie in große Unkosten zu setzen, weil sie dadurch in die größte Armuth gebracht werden könne; sondern es solle die Sache ex aequo et bono abgethan werden. Da sie aber auf Kaiserliche Veranlassung in das Oestreichsche gegangen war, so ward sie den 26. Mai 1763 durch öffentliche Anschläge citirt, den 20sten Juni 1763 vor der Kommission der Königl. Oberamtsregierung zu Breslau zu erscheinen, und die Beweise und Bescheinigungen beizubringen, damit das Erkenntniß geschehen, und ihr Eingebrachtes ausgezahlt werden könne. Als sie aber auf wiederholte Citation nicht erschien, so wurde das Vermögen dem Fisco zuerkannt und ad pias causas an zwei Schulen in Breslau geschenkt.

Zu einem Beweise von der Unschuld der Baronesse und zur nähern Erläuterung der Geschichte dieses Hochverraths steht folgende Erzählung aus dem 4ten Theile des Officierlesebuchs hier gewiß am rechten Orte. Es sagte nehmlich der Herr General-Lieutenant von Anhalt, den 25sten August 1793 in einer angesehenen Gesellschaft, er habe die Küstersche Beschreibung des Warkotschen Hochverraths in der Rettungsgeschichte Friedrichs des Großen gelesen, und es sey ihm kein erheblicher Umstand darin aufgefallen, welcher der histori-

schen Wahrheit widerspreche. Vielmehr habe er alles pünktlich und treu erzählt gefunden.

Und nun setzte dieser glaubwürdige Augenzeuge hinzu, will ich noch zur Ehre der Baronesse Warkotsch, und zur Aufdeckung des bösen Charakters ihres Mannes folgenden Umstand erzählen.

Der König befahl mir: „mit einer Avantgarde von Infanterie und Kavallerie, den Marsch nach Schönbrunn zu nehmen, die feindliche Position zu recognosciren, und den Weg nach Strehlen zu sichern.“ Sobald ich in Schönbrunn ankam, eröffnete ich dem Baron Warkotsch den Wunsch, die feindliche Stellung zu wissen, und bei ihm zu essen. Denn man hielt ihn für einen der größten Verehrer des Königs, und er hatte viele Freunde in der Armee. Mit einem, allen Verdacht der Treulosigkeit entfernenden Gesichte, sprach er auch in den wärmsten Ausdrücken, als ein ächter Preuße. Er sagte mir: daß der Oestreichische General Wallis zur linken Hand stände, und wie das Terrain beschaffen sey. Indessen hatte er zurichten lassen, und erwieß mir die Ehre, mich neben seine Gemahlin zu setzen; den General Krusemark aber nahm er neben sich. Mit ausgezeichneter Herzlichkeit trank uns Warkotsch Brüderschaft zu, und schenkte fleißig ein. Bei dem allen aber zeigte er sich doch sehr unruhig, und ging vom Tische weg. Als er sich entfernt hatte, zupfte mich die Baronesse beim Ermel, und sagte

mir in's Ohr: „Lieber Obrist-Lieutenant, ich rathe Ihnen, daß Sie auf Ihrer Huth sind.“ Diese wenigen Worte waren mir ein alles sagender Wink. Wie ein Blitz fuhren sie mir durch die Seele, ich sprang vom Tische auf, rief den General Krusemark bei Seite, und sagte ihm mit bedeutender Miene: „daß wir sogleich aufbrechen müßten.

Der Baron kam uns mit einer neuen Sorte ungarischen Wein entgegen: er wollte uns durchaus nöthigen, diesen Tokaier zu kosten, damit wir uns noch verweilen möchten. Der von der Baronesse gegebene Wink aber beschleunigte meinen Aufbruch nur um so mehr. Ich ließ schnell zum Aufsitzen blasen, und setzte mich mit meinem kleinen Korps Reiter und Infanterie in Marsch. Kaum war ich eine kleine Strecke avancirt, als ich schon von dem Kaiserlichen Wallisischen Korps harcelirt ward. Und wäre ich nur noch eine kurze Zeit beim Baron geblieben; so hätte mich Wallis im Dorfe mit meinem Korps aufgehoben, und ich hätte den König nicht avertiren, und ihm den Weg nach Strehlen sichern können. Dann wäre er fast ohne Rettung der ganzen feindlichen Macht ausgesetzt gewesen. In dunkler Nacht mußte er auf einem abgeschnittnen Wege, mit seiner kleinen ermüdeten Armee, vor dem großen feindlichen Heere vorbeieilen, um ihm einen Marsch abzugewinnen, und früher, als die feindliche Armee nach Strehlen zu kom-

men. Der geringste Aufschub würde den König und sein kleines Heer in Tod oder Gefangenschaft gestürzt haben. Der Verräther hätte denn schon in dieser Nacht sein teuflisches Vorhaben ausgeführt gesehen. Der schnelle Aufbruch des Königs aber vereitelte nun des Bösewichts Plan. *)

Eben dieser Unschuld war sich die Frau von Warkotsch auch bewußt, als sie s. d. Raab den 20. August 1789 ein Testament machte, in welchem sie zum Vortheil ihrer Verwandten, Freunde und Domestiken disponirte. Sie bezeugt ihre Unschuld an dem Verbrechen ihres Mannes, und sagt, daß sie sich freue, vor Gott und Menschen gerechtfertigt aus der Welt zu gehen. Und daß dieser Gerichtstag das ans Licht bringen werde, was sie betrübt mit ins Grab nähme. Sie starb zu Raab, den 29. November 1789. Ihr Testament befahl, daß 30 Seelenmessen gelesen, und dafür 30 Fl. bezahlt würden. Auch hatte sie verordnet, ihre Leiche nur in schlechtem Taffent gekleidet in einem Sarge von weichem Holz in die Erde einzusenken; nur Arme sollten ihre Leichenbegleiter seyn, und jedem 2 Gr. gegeben werden **).

*) Siehe Officierlesebuch, 4ter Theil, Seite 212. und folgende.

**) Das Testament selbst liegt authentisch vor mir, und kann wenigstens zum Beweise dienen, daß ich Nichts aus der Acht ließ, was diese Rettungsgeschichte nur einigermaßen aufklären konnte.

V.

Etwas zur Entschuldigung des Hauptmanns von Rabenau, durch dessen Unvorsichtigkeit der Verräther entkommen ist.

Der Dragonerhauptmann von Rabenau wurde bei dem General von Zastrow und dem ganzen Regimente als einer der geschicktesten und bravsten Männer geehrt. Er hatte auch anfangs seine Disposition zur Gefangennehmung mit Vorsicht gemacht. Denn es waren nicht nur alle Ausgänge des Schlosses mit Dragonern zu Fuße und zu Pferde besetzt, sondern auch Feldwachten ausgestellt, um einen etwanigen feindlichen Ueberfall zu vereiteln, oder den Baron, wenn er auch aus dem Schlosse glücklich herauskäme, noch auf der Flucht anzuhalten.

Aber darin beging er einen großen Fehler, daß er zu früh, ehe der Verräther im Wagen saß, seine ganze Mannschaft einzog. Nach dem Urtheil erfahrner Officiere hätte er das ganze Commando auf den Posten stehen lassen sollen, bis er den Arrestanten in Begleitung von zehn Mann auf dem freien Felde gehabt hätte. Vorzüglich unrecht und dienstwidrig war es auch, daß er den Baron einen Augenblick aus den Augen ließ, und ihn nicht in das Nebenzimmer begleitete. Er konnte mit Beibehaltung aller Höflichkeit, welche man einem vorneh-

men Arrestanten schuldig ist, die im Königlichen Dienst nöthige Scharfsichtigkeit gebrauchen um sich nicht überlisten zu lassen. Er nahm zu viel Rücksicht auf die freundschaftliche Verbindung des Barons mit dem General von Krusemark. In dem über ihn niedergesetzten Kriegesgericht sagte er: „daß, wenn ihm das Verbrechen des Barons bekannt gewesen wäre, er rigouröser verfahren seyn würde. Da ihm aber der Baron vorgespiegelt habe, daß seine Arretirung eine Kabale des Finanzministers von Schlabberndorf sey, und nur unterbliebene Fouragelieferung zum Grunde hätte, sich auch der Baron so unerschrocken gezeigt habe, so sey er dadurch sicher gemacht worden."

Der zweite Punkt, welcher ihm im Kriegesrecht zur Last gelegt ward, war der, daß er beim Verfolgen des Verräthers nicht Geschwindigkeit genug bezeigt, und ihn auf einem ganz unrechten Wege habe verfolgen lassen. Hierauf antwortete der Hauptmann von Rabenau: „daß freilich einige Momente verflossen wären, ehe er sich von dem Schreck und Entsetzen erholt hätte*); aber er habe sich doch

*) Man sagt, daß sich der Hauptmann in der ersten Verwirrung den Degen habe durch die Brust stoßen wollen, durch vernünftige Zuredung der Frau von Warkotsch aber davon abgehalten worden sey. Und dies gereichte zur Erhaltung seines guten Namens; denn Verläumder hätten sonst argwöhnen kön-

doch schnell wieder gefaßt, und seine Disposition zur Verfolgung des Entronnenen nach der Gegend hin gemacht, wohin man vermuthen konnte, daß er die Flucht genommen habe. Kein vernünftiger Mensch hätte wohl geargwohnet, daß der Verräther rückwärts nach dem Königlichen Hauptquartier Strehlen flüchten würde. Dieses aber hatte der Entflohne gethan, bis er in die Schlüfte gekommen war, wo die Schlesischen Diamanten gegraben werden, weil er da Bescheid und sich gedeckt wußte. Es ist dieses auch der Wahrheit gemäß; denn der Entkommene hat selbst bei der Oestreichschen Armee ausgesagt, daß er diesen Weg rückwärts genommen habe, weil er wohl erwarten können, daß er vorwärts würde gesucht, und von einigen der ihm nachjagenden preußischen Pferde eingeholt werden. Es sey auch seine Flucht in so angestrengtem Galopp geschehen, daß das Pferd bei der Ankunft an die Kaiserlichen Vorposten gestürzt sey; und beklage er den Hauptmann von Rabenau, welcher einen schweren Stand bekommen würde."

Aber das Kriegsrecht bestrafte den Hauptmann nur mit Arrest und gerechten Verweisen; die Rücksicht auf seine sonstigen Verdienste ließ ihm seine Eskadron. Indessen litt das Regiment durch ihn

können, daß er mit dem Hochverräther einverstanden gewesen sey, und sich aus Verzweiflung über den mißlungnen Streich entleibt habe.

im Avancement. Beinahe fünf Jahre besaßen Rabenau und der auf ihn folgende Hauptmann von Zastrow Eskadrons, ohne Major zu werden. Einigemal nahmen Officiere hinter ihnen den Abschied, und der König schrieb: daß wenn unter denen zum Avancement vorgeschlagenen Hauptleuten derjenige wäre, der den Warkotsch eschappiren lassen; so sollte er keinen Pas avanciren, sondern seinen Abschied haben. Aber endlich gelang es doch dem General von Zastrow bei dem gerechten König, für den von Rabenau und von Zastrow den Majorscharakter zu erlangen.

Es geschahe dieses zwei Jahre nach dem Frieden bei der Landsberger Revüe. Der Monarch hatte befohlen, daß zwei Stabsofficiere von verschiedenen Regimentern ihre Geschicklichkeit gegen einander zeigen, sich einander aufsuchen und manövriren sollten. Der General commandirte hierzu den Herrn von Rabenau. Der König, welcher schon früh Morgens auf dem Revüeplatz den unerwarteten Tod des geliebten Neffen, des Prinzen Heinrich, erfahren hatte, gesellte sich äußerst betrübt zu dem Commando des von Rabenau. Dieser machte solche vortrefliche Dispositionen, daß ihm der König nicht Lobsprüche genug beilegen konnte. Und da Rabenau sahe, daß der König keine unversöhnliche Ungnade gegen ihn hegte, so ergriff er diese Gelegenheit, bei nächster Revüe eine in gnädigen

Ausdrücken abgefaßte Dimission zu suchen. Er empfing diese mit Majorscharakter und einer Pension von 300 Thalern, und ging auf sein Gut Tschertendorf bei Grünberg, wo er vor einigen Jahren mit dem Ruhm eines redlichen Mannes gestorben ist.

Uebrigens thut es mir leid, daß ich bei dieser zweiten Auflage nicht, wie ich hoffte, das militairische Verhör des Hauptmanns v. Rabenau in authentischer Form vorzulegen, im Stande bin. Es ist dieserhalb keine Mühe gespart worden. In dem Archiv des Königl. General-Auditoriats, an welches solche Untersuchungssachen in der Regel eingesandt werden müssen, hat sich aber nicht Ein Blatt über diesen Gegenstand auffinden lassen, und alle weiter angestellten, sorgfältigen Nachforschungen sind vergebens gewesen. Es steht daher zu vermuthen, daß diese militairischen Inquisitions-Akten immediate an den König gesendet, und nicht an das General-Auditoriat zur Verwahrung gegeben worden sind. Auch ist schon bemerkt, daß im Königl. Archive des auswärtigen Departements nichts hierüber vorhanden ist, weil der verstorbene würdige Minister Graf Herzberg dieses durch den Geh. Legationsrath Oelrichs versichern lassen.

Mir ist es indessen genugthuend, daß ich nichts verabsäumt habe, diese Lücke auszufüllen. Und der Leser verliert dabei nichts; denn es waltet keine Ver-

muthung ob, daß dem kritischen Geschichtforscher neue erhebliche Umstände sichtbar werden würden.

Man vermuthete, daß auch der brave Lieutenant von Brausen, welcher jetzt noch als Obristlieutenant lebt, vor dem Kriegsgericht würde verantwortlich werden. Dieser war den Abend nach der Entweichung mit 50 Pferden nach Schönbrunn kommandirt, dem Entkommenen aufzupassen, auf den Fall er wiederkäme. Jedoch sollte er nicht länger, als bis 12 Uhr bleiben, weil man besorgte, er könnte durch ein starkes feindliches fliegendes Corps mit seinem Commando aufgehoben werden. Um 1 Uhr in der Nacht kömmt auch wirklich Warkotsch mit einer starken kaiserlichen Bedeckung nach Schönbrunn, und holt eilig seine Briefschaften, Geld und Kostbarkeiten ungehindert. Der Lieutenant von Brausen war völlig entschuldigt; denn er hatte seiner Ordre gemäß nicht länger als bis zwölf Uhr auf dem ihm angewiesenen Posten stehen sollen, weil man einen feindlichen Ueberfall erwartete.

VI.

Hat sich der König dankbar gegen den Jäger, und großmüthig gegen Warkotsch erwiesen?

Es hat sich ein bettelnder Betrüger unter dem Namen des Jägers Kappel herumgetrieben. Wohlgesinnte haben ihm als den Retter des Königs reiche Almosen gegeben; und schlechte Menschen haben ihn für die frechen Verläumdungen bezahlt, mit welchen er des Königs Undankbarkeit geschildert hat. Unvorsichtige Historiker haben diese Lügen nachgesagt. Und doch erscheint Friedrich auch in der vorliegenden Geschichte, als ein kluger und dankbarer Fürst.

Seine Regentenweisheit erlaubte ihm nicht, diesen edlen Mann aus seinem niedern Stande zu hohen Ehrenstellen zu erheben, und ihm ein großes Vermögen zu geben, dessen ungewohnter Besitz gewiß üble Folgen hätte haben können. Der König sahe überdem diese Handlung des Jägers von zwei Seiten an. Er ehrte und schätzte den Mann, als den von einer höhern Hand gesandten Retter seines Lebens — Aber es that ihm leid, daß dieser Mensch genöthigt gewesen war, aus Liebe und Treue gegen den Landesherrn, die Domestikentreue gegen seinen Brodtherrn zu verletzen. Der Jäger hatte in diesem Collisionsfalle recht, brav und lobenswürdig gehandelt; denn er zog die wichtigere Unterthanenpflicht der Domestikenpflicht vor. Würde ihn aber der König

mit hohem Rang und großen Gütern belohnt haben, so hätte es schlechtdenkende Domestiken veranlassen können, ihre unschuldigen Brodtherren unglücklich zu machen.

Was that also der kluge und dankbare Friedrich? Er wählte die Mittelstraße in der Vergeltung. Er wollte, daß der Jäger wohl, sehr wohl, auf eine seinem Stande angemessene Art belohnt würde.

Der Jäger sagt selbst in seiner vorstehenden Biographie: daß der König befohlen habe, ihm eine gute Summe aus den verkauften Gütern des Barons auszuzahlen.

Und mündlich hatte er dem General Krusemark Ordre gegeben, ihm die zuerst vakant werdende gute Forstbedienung zu ertheilen.

Es wollte ihm also der Monarch ein gutes, aber nicht zu großes Stück Geld und lebenswieriges hinlängliches Brod geben.

Aber leider hatte der Jäger aus einigen noch unbekannten Ursachen, im Königlichen Kabinet und in der Adjutantur Feinde. Diese thaten alles Mögliche, ihn zu verläumden, und seine an den König erlassenen Vorstellungen zu unterdrücken, oder die Wirkungen der Befehle des großen Friedrichs zu vereiteln. Man ließ den König glauben, daß er eine sehr gute Forstbedienung habe. *)

*) Die Forstbedienungen sind im Preußischen Ehrenstellen, welche sonst nur lange gedienten Königlichen

Sobald aber dem Monarchen nur bekannt ward, daß der Jäger eine neue Wohnung nöthig hätte, so assignirte er die zu einem Mittelforsthause ungewöhnlich starke Summe von 3900 Thaler, und bewilligte, daß der Ueberschuß ihm baar ausgezahlt werden sollte.

Hr. Kappel genoß also des Königs Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit. Die Geschichte wird seinen Namen mit Erkenntlichkeit in ihre Jahrbücher eintragen. Da er jetzt, 1797, noch lebt, so wird gewiß mancher Königs- und Vaterlandsfreund zu dem Greise wallfahrten. Ich sprach einst einen biedern Kaufmann, welcher diese patriotische Wallfahrt gethan hatte, und stolz darauf war, daß er den Lebensretter des großen Friedrichs gesehn hatte. Uebrigens bin ich versichert, daß der würdige Herr Oberforstmeister von Schönfeld, dessen Menschenfreundlichkeit ich im Felde kennen gelernt habe, ihm den Abend seines Lebens möglichst angenehm macht.

Ob der ehemalige Jägerbursche Böhmelt noch lebt, ist mir unbekannt. Aber aus des Heegemeister Kappel Zeugniß erhellet, daß ihm der König eine Forstbedienung in Westpreußen gegeben hat.

Feldjägern, oder Forstgerechten und Subalternen-Officieren, gegeben werden. Zu Oberforstmeistern aber werden gemeiniglich Staabs-Officiere ernannt. Der obgedachte Herr Oberforstmeister von Schönfeld, dessen Heegemeister Herr Kappel ist, war im siebenjährigen Feldzuge Königl. Flügeladjutant.

Daß sich der König auch großmüthig gegen den verabscheuungswürdigen Verräther gezeigt hat, liegt am Tage. Denn es wäre dem Könige ein leichtes gewesen, auch während des Krieges die Kaiserinn eben so zu zwingen, den nach Oestreich geflüchteten Verräther zurückzusenden, wie sie kurz vorher genöthigt gewesen war, den preußischen Legationsrath Plesmann *) in Freiheit zu setzen. Aber er forder-

*) Der geheime Legationsrath Plesmann hatte das Jahr vor dem siebenjährigen Kriege 1755 die wichtige Entdeckung gemacht, daß Oestreich, Rußland und Sachsen ein geheimes furchtbares Bündniß wider den König gemacht hätten, und daß die Urschriften dieses geheimen Traktats im Dresdenschen Archive verwahrt würden. Und so fand es sich auch. Die feindlichen Mächte waren erschrocken, daß ihr geheimer Anschlag entdeckt, und in dem vortrefflichen Memoire raisonné beurkundet war. Oestreich drohte, sich an dem preußischen Legationsrath zu rächen, ließ ihn 1757 zu Hof im Voigtlande, wo er den Briefwechsel des Königs mit der Markgräfin von Baireuth unterhielt, unvermuthet aufheben, und nach Wien in ein tiefes Gefängniß schleppen. Der König forderte ihn zurück; man leugnete aber seine Anwesenheit. Indeß gelang es der Plesmannschen Familie in Magdeburg, zu erfahren, daß der treue Diener des Königs im Wiener Stockhause seit drei Jahren in einem durch Gestank und Ungeziefer schauderhaft-fürchterlichen Gefängniß schmachte. Sogleich ließ der König zwei gefangne Oestreichische Offiziere arretiren, und drohte, diese zwei Lieblinge des Kaisers Franz in ein ähnliches Gefängniß zu legen, wenn sie nun nicht sogleich seinen Legationsrath Plesmann entlassen würde. Dies

te den Verbrecher nicht. Und auch im Friedensschluß verlangte er nicht, daß die Kaiserin den Majestäts-beleidiger zur gerechten Bestrafung ausliefern sollte. Ja man weiß, daß, da das Kriminalurtheil an dem Bildnisse vollzogen wurde, der König freimüthig sagte: „es sey ihm lieber, daß die Exekution an dem Bilde als daß sie am Körper vollstreckt werde." Bekanntlich unterschrieb der König überhaupt nicht gern Todesstrafen, und martervolle Hinrichtungen waren ihm ein Greuel. *)

bewürkte die vom Könige geforderte Zurücksendung des Herrn Plesmann. Er kam zwar lebend in die Arme seines grauen Vaters, seiner verwittweten Schwester und seines noch lebenden Bruders, des jetzigen Geheimenraths von Plesmann zurück. Jedoch nur, um in ihrem Kreise zu sterben. Der dreijährige Jammer im Gefängnisse hatte alle seine Lebenskräfte verzehrt. Nur Gott und sein treuer Bedienter, welcher sich mit ihm willig und geduldig hatte fesseln lassen, waren sein Trost gewesen. Er starb mit der Freudigkeit eines Christen, welcher den Tod als eine Errettung aus unangenehmen Staats-Geschäften und schmerzlichen Leiden dieses Lebens ansiehet.

*) Der König suchte überhaupt Todesstrafen möglichst zu vermindern. Daher bezeugte er auch einst dem Minister von Zedlitz seine große Freude, daß, unter allen Europäischen Staaten, im preußischen Lande die wenigsten Todesstrafen nöthig gefunden würden.
Kaiser Joseph wollte Friedrich, wie in Allem, also auch hierin, übertreffen. Er schafte alle Todesstrafen ab, und verwandelte sie in Schändungen, in martervolle Gefangenschaft und Schiff-

Den würdigen evangelischen Prediger **Gerlach** in Schönbrunn schätzte der Monarch nicht nur deshalb, daß er ein Gehülfe seiner Lebensrettung gewesen war, sondern er sprach auch mit Hochachtung von dessen exemplarischem Wandel. Wäre das, sagte der König, zum Englischen Gesandten, ein leichtsinniger Priester gewesen, welcher seinem lutherischen Patron zu Gefallen gespielt, getrunken und geschwelgt hätte, so würde der Baron vielleicht den Priester in seinen Teufelsplan mit verwickelt haben. Es hatte sich auch dieser Prediger Gerlach bei dem katholischen Jäger durch seinen eingezogenen Wandel das gerechte Vertrauen erworben, daß er ihm das Geheimniß eröffnete. Kappel bezeugte seine Liebe für ihn dadurch, daß er den König wiederholentlich bat, den Prediger nach Breslau in Sicherheit zu bringen. Der König that es, und befahl zugleich, ihm die zuerst aufkommende gute Pfarrstelle zu geben. Dies geschahe.

Auch gegen den Prediger **Kranicher** zu Reichenbach, welcher ihn im Bunzelwitzer Hungerlager mit Früchten und Obst versorgt hatte, erwies sich der König erkenntlich. Denn als er mit der Armee vorbei und nach Nossen marschirte, rief er einen der vorbeieilenden Zuschauer an, fragte nach dem

ziehen, welches aber ärger war, als der Tod. Kaiser Leopold führte 1791 nach reifer Ueberlegung die Todesstrafen wieder ein, ließ sie aber so selten als möglich vollziehen.

evangelischen Prediger und dessen Befinden, mit dem Befehl, ihn freundlich zu grüßen. Er sandte ihm auch ein kleines Kaffeeservice zum Merkmal seiner Gnade. Als der Monarch im März 1761 sein Testament in Meißen machte, bestellte er mehrere Porcellainservice, mit welchen er, wie er sagte, seine Schulden an die abtrüge, denen er bei der Armuth des Staats kein Geld schenken konnte. An die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Cammos, welche er ausnehmend ehrte, schrieb er bei dieser Gelegenheit, unmittelbar nach der Entwerfung seines Testaments, nachstehenden kleinen launigten Brief:

„Ich bin nur an dieser zerbrechlichen Materie reich. — Es bleibt nur noch die Ehre, der Rock, der Degen und Porcellain."

Friedrich.

Sechster Abschnitt.

Friedrich der Große widersteht den größten Reitzungen zum Selbstmorde.

Kein Mensch ist in allen Momenten seines Lebens gleich stark; Seelenkraft und Seelenschwäche wechseln oft mit einander ab.

Ein Held ist, nach altem Sprachgebrauch der, welcher wichtige Thaten verrichtet, und dadurch beweist, daß er an guten Grundsätzen auch dann festhält, wenn er mächtige Hindernisse zu bekämpfen hat *). Es kömmt auf Be-

*) Die vorstehende Beschreibung eines Helden hat mir im Felde immer den reichsten Stoff gegeben, den wahren Helden zu schildern; denn ich durfte nun nur die Frage beantworten: was für Grundsätze empfehlen der gesunde Verstand und die heilige Schrift dem, der in gefährlichen Situationen den Ruhm der Tapferkeit erringen will.

Beiläufig bemerke ich hier noch, daß ich aus den reinsten, nächsten und untrüglichsten Zeugnissen der Königlichen Feld-Hausofficianten und aus dem Munde des Flügeladjutanten Major Dyherrn und Obrist Quintus zuverlässig weiß: „der König hat während des Krieges seine Gesundheit nicht durch Ausschweifungen in der Wollust geschwächt." Dadurch behielten sein Körper und Geist Kraft. Im Scherz sagte er einst zu dem Englischen Gesandten: ich danke es meinem gesunden Vater und meiner Mutter, daß sie mir kein venerisches Gift angeerbt, und mich in der Folge fleißig bewacht haben."

harrlichkeit in guten Grundsätzen an. Diese standhaften Lebensmaximen stärken die Seele, und lassen uns auch da nicht weichen, wo ein Heer von Hindernissen zu besiegen ist. Der Mensch hört erst dann auf ein Held zu seyn; er wird erst dann feige, wenn er nicht mehr mit männlicher Festigkeit guten Grundsätzen getreu bleibt.

So ist es, wenn sowohl Feldherren als gemeine Soldaten sich aufgefordert sehen, zwei ganz entgegengesetzte Heldenthaten zu verrichten, nehmlich: das **Leben aufzuopfern**; — und das **Leben zu erhalten**.

Friedrich fand sich oft in dem Falle, daß er sein Leben Preis geben mußte, wenn er an der Spitze seines Heeres in die feindlichen Schaaren eindrang. Wo Schwerdt oder Kugeln ohne Verschonen wütheten, nöthigte ihn nicht selten die Feldherrnpflicht, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Und er that es oft mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit. Denn der gute Grundsatz war tief in seine Seele geschrieben: „**Der Feldherr muß Muster einer ausdauernden Unerschrockenheit seyn.**" Aber eben so deutlich sprach aus dem Innersten seines Herzens der wahre Grundsatz: **jeder Mensch, und noch mehr der Feldherr, muß sein Leben nicht ohne Noth in Gefahr setzen.**

Der König war in beiden Fällen ein wahrer Held. Dies ist allgemein eingestanden; aber das

ist vielleicht noch nicht hinlänglich untersucht und ausgemacht: ob mehr Heldenmuth erfordert wurde, wenn er am Schlachttage sein Leben in Gefahr setzte, als wenn er die zahlreichen Versuchungen zur Selbstverkürzung seines Lebens bekämpfte? Ich bringe dieses Problem hiermit in Anfrage, und überlasse es dem Urtheile scharfsichtiger Beobachter, ob ich irre, wenn ich glaube, daß Friedrich da der größte Held war, wo er der Erhalter seines Lebens ward.

Ohne die geringste Deklamation will ich erst die Reihe der Versuchungen darstellen, welche ihn in einigen Zeitpunkten des siebenjährigen Krieges bestürmten und zur Selbstverkürzung des Lebens zu verleiten droheten, dann aber die Waffen zeigen, mit welchen er jeder Anwandlung von kleinmüthiger Verzweiflung glücklich widerstand.

Erste Abtheilung.

Versuchungen zur Selbstverkürzung des Lebens*).

Unglücksfälle, Zweifel und Täuschungen bestürmten die Seele des Königs.

Vielfach waren die Unglücksfälle, welche ihn in einigen Zeitpunkten des siebenjährigen Krieges trafen. Wenn ich nur Einen Blick auf die Unglücksfälle thue, welche den König im Oktober und November 1761 umringten, so schaudert mich.

Er sahe den Verlust eines Theils seiner Länder nun fast unvermeidlich vor sich!

Schlesien hielt man ohne Rettung verloren. Denn die übermächtigen Heere der Oestreicher und Russen waren Meister von Ober- und Niederschlesien. Nur die Festungen und der kleine Fleck, worauf die preußische Armee stand, waren Friedrichs Eigenthum. Täglich schloß man ihn enger ein, und die Festung Schweidnitz war auf eine unverantwortliche Art verlohren.

*) Gern wäre ich diese höchstwichtigen Lebensgefahren ganz mit Stillschweigen übergangen. Da aber hierüber zum Nachtheil des Königs sehr viel geschrieben und gesprochen ist; so hielt ich es für Pflicht, das, was mir hiervon bekannt ist, so darzustellen, wie ich glaube, daß man diese Begebenheit aus dem richtigen Gesichtspunkte ansiehet. Sie kann vieles beitragen, Schwerleidende zum standhaften Dulden zu ermuntern.

Prinz Heinrich sahe sich auf einen engen Bezirk in Sachsen *) beschränkt.

In Preußen hatten sich die Russen huldigen lassen.

Pommern ward durch die Russen verwüstet und durch die Schweden geängstigt.

Die westphälischen Provinzen und Ostfriesland seufzten unter französischem Joche.

Die Armee war durch Krankheit, Mangel, Desertion u. s. w. so geschmolzen, daß manche Regimenter kaum ein Bataillon ausmachten. Und das Aergste war, daß sich der größte Theil der noch übrigen Truppen mißmüthig zeigte, weil der betrübte König sich einige Zeit unter seinen Kriegern gar nicht sehen ließ. Die Ursach war:

Die Zerrüttung seiner Gesundheit; denn außer der Gemüthsbekümmerniß, peinigten ihn die heftigsten Schmerzen des Podagra und Chiragra so, daß er weder zu Pferde steigen, noch den Zügel halten und kommandiren konnte. Oft waren die ihn folternden Schmerzen so groß, daß seine Besinnungskraft litt.

Sein Bundesgenosse, England, wankte. Darum klagte er damals in seinen Briefen: daß sich an dem politischen Himmel gar kein Schimmer eines für ihn aufgehenden Glücksterns zeigte; daß sich vielmehr der Horizont um ihn herum täglich mehr ver-

*) Bei den sogenannten Katzenhäusern.

verfinsterte. Seine Feinde, Oestreich, Rußland, Frankreich, Schweden und das Reich, verstärkten ihre Kriegesmacht und droheten, weder Blut noch Geld zu seiner endlichen Niederkämpfung zu schonen.

Des Königs Schatz war 1761 schon so erschöpft, daß auch eine schon dreimal geschehene Umschmelzung und Verringerung des Geldes kein Ersatzmittel zu seyn schien.

Die Quellen der Landeseinkünfte waren größtentheils verstopft, und fremde Subsidien nicht zu erwarten.

Bei diesen drohenden Umständen war er in der nahen Gefahr, sein größtes Gut, seinen Ruhm als Sieger und Retter seines Landes, zu verlieren.

Bei allen diesen, bis zum Rande der Verzweiflung hinreißenden Unglücksfällen hatte er im Felde keinen Freund um sich, der ihn tröstete, aufrichtete und stärkte. Winterfeld, Keit und Wobersnow, die einzigen, zu denen er Vertrauen hatte, waren todt. Der ehemalige Liebling, Obrist Balby, war in Ungnade. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand waren entfernt. Er schien also von alle dem verlassen, was seinen Muth und die Liebe zum Leben hatte stärken können.

Man gedenke sich das Schauderhafte dieser Lage des Königs und bewundre, daß er unter diesen Unglücksfällen nur gebeugt, nicht zur Verzweiflung niedergerissen ward.

Aber noch bewundernswerther wird er uns, wenn wir auf die Zweifel und Irrthümer hinblicken, welche ihn oft im Innern erschütterten, und ihm allen Muth zu rauben drohten.

Die gefährlichsten und oft zum Selbstmorde führenden Zweifel sind wohl unstreitig: der Zweifel an der weisen Regierung Gottes und an der Unsterblichkeit der Seele. Eben diese Zweifel waren es auch, welche den sonst so starken König in trüben Stunden wanken machten.

Schon in frühen Jahren hatten sie Anfälle auf ihn gethan. Die Lektüre solcher Schriften, in welchen der Glaube an das blinde Ohngefähr und die Vernichtung der menschlichen Seele in der einnehmendsten Gestalt erscheint, öffneten diesen schädlichen Zweifeln zuerst den Eingang in das Denksystem des Königs. Sein persönlicher Umgang, so wie sein dadurch veranlaßter Briefwechsel mit Voltaire, d'Alembert und einigen andern Leugnern der Gottesregierung und Unsterblichkeit, stärkten diese Zweifel und schwächten seine Liebe zum Leben. Denn ob er wohl wußte, daß Voltaire zwar ein lachender Dichter, aber kein ernster Wahrheitsforscher, und daß der große Geometer d'Alembert nur ein schwacher Philosoph sey: so hatten doch ihre Grundsätze in dunklen Stunden eine nachtheilige Wirkung auf seine Seele.

Mit diesen scheinbaren Freunden, deren Geist aber Gift hauchte, vereinten sich noch zwei gefähr-

liche Täuschungen, in Rücksicht auf die christliche Religion, und auf die Pflichten der Vaterlandsliebe.

Die wahre, edle, lautre Christusreligion kannte der König nicht in ihrer natürlichen, für das menschliche Herz so hinreißenden Gestalt. Der Jugendunterricht war zu abwechselnd, gut und schlecht, und größtentheils nur Gedächtnißwerk gewesen, und sein Selbstforschen war zu früh unterbrochen worden.

Ueberdies fehlte es ihm, theils durch, theils ohne seine Schuld, an Männern, welche ihm bei seinen sonst mühsamen Religionsuntersuchungen sichere aufgeklärte, philosophische Wegweiser seyn konnten. *) — Er kannte das biblische Christenthum wenig; desto mehr sahe und hörte er von den katholischen und protestantischen Menschensatzungen, deren Ungrund

*) Daß der König, selbst während des siebenjährigen Krieges, unter dem Tumult der Waffen, Stunden auskaufte, in welchen er die Wahrheiten des Christenthums und biblische Geschichte durchforschte, auch über manchen Gegenstand helleres Licht bekam, davon war ich Zeuge. Im Winterquartiere zu Breslau las er 1758, aus Lilienthals guter Sache der Offenbarung, die Stücke, welche er sich aus dem Deutschen ins Französische hatte übersetzen lassen, und ließ sich, ich weiß nicht auf wessen Zurathen, Augustinum de Civitate Dei in einer französischen Uebersetzung holen, und glaubte da Aufklärung zu finden. Aber beide Bücher waren zweckwidrig.

vor Augen lag. Von diesem partialen Unwahren schloß er zu geschwind auf das Totale der wirklich gegründeten Religionslehren. Durch diese Täuschung blieben ihm viele Waffen unsichtbar, welche der überzeugte Christ gebraucht, um sich gegen den, Lebensüberdruß erweckenden, Unmuth zu bewahren. *)

Die zweite und allergefährlichste Täuschung war die, daß der König meinte: es sey nun der furchtbare, aber für ihn glorieuse Zeitpunkt gekommen, wo er als Regent, aus Liebe fürs Vaterland, einen freiwilligen Tod übernehmen müsse. Er gebrauchte allen Scharfsinn der rauhen stoischen Philosophie, welche die Selbstentleibung als eine heroische That rühmt. Er gebrauchte sein ganzes Dichtertalent, dieser Selbstentleibung eine Gestalt und ein Kolorit zu geben, wodurch sie das Abschreckende verlöhre,

*) Ein aufgeklärter, angesehener Mann des Militairstandes, sagte mir einst, da sich ein Officier seines Regiments erschossen hatte: „wenn der Lieutenant von M. recht vernünftige christliche Grundsätze gehabt hätte; so würde er nicht nach dem Pistol gegriffen, und sich so schändlich ermordet haben. Denn sobald der sogenannte Christ ein Selbstmörder wird, so ist er entweder ein Schwärmer, ein Verzweifelter, oder ein Schwermüthiger. In diesem unglücklichen Moment denkt und handelt er nicht ächt-christlich. Er ist ein Soldat, welcher in dem Augenblick die Waffen von sich wirft, da er sich mit ihnen gegen den angreifenden Feind vertheidigen konnte und sollte.

und unter dem ehrwürdigen Bilde einer edlen That erschien. In seiner Phantasie standen Codrus und Cato auf einer so beneidenswerthen Höhe, daß ihn der Gifttrank das Süßeste dünkte, womit Vaterlandsliebe und Ehrtrieb sich sättigen ließen. Und seine Standhaftigkeit in Ausführung gefaßter Vorsätze war eine sehr gefährliche Begleiterin auf diesem Gipfel, wo der Abgrund der Selbstentleibung so schwer zu vermeiden ist.

Wer, meiner mitfühlenden Leser, kann wohl ohne Mitleid auf den durch Unglücksfälle, Zweifel und Täuschungen so beängstigten König hinschauen! Wessen Brust wird nicht von Schmerz zerrissen, wenn er dessen Liebe zum Leben von so vielen äußern und innern Feinden bedroht sieht! Im Lager bei Leutmeritz, auf dem gefährlichen Rückmarsche von der Kolliner Schlacht, ward mir im Juni 1757 zuerst unter dem Siegel der Verschwiegenheit dieses schreckliche Geheimniß durch einen hohen Vertrauten des Königs eröffnet. Ich erschrack darüber. Mit Ehrerbietung, aber auch mit pflichtmäßigem Muthe, sagte ich das, wovon ich wünschte, daß es dem Monarchen schnell wieder gesagt werden möchte. Mein Wunsch ward erfüllt; denn ich bekam durch den seligen Obrist Balby Befehl, den Nachmittag vor dem M o n a r c h e n zu erscheinen. Furcht und Muth kämpften bei mir, und nur nach und nach konnte ich es dahin bringen, daß ich mir ruhig und deut-

lich das dachte, was ich Ihm über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen hätte. Aber es fand diese erhebliche Audienz an dem Tage nicht Statt; denn ein Ueberfall, welchen ein heraneilendes Oestreichsches Korps auf unsre vorstehenden Truppen that, nöthigte den König, sich eilend zu Pferde zu setzen, und durch seine Gegenwart den Feinden Furcht und unsern Truppen Muth zu geben. Er begegnete mir ohnweit dem Schlosse, grüßte mich sehr freundlich, und nun ward meine ganze Seele Wonne, denn ich sahe ihn der Schwermuth entrissen. Am folgenden Sonntag Morgen, früh um sechs Uhr, da ich schon zu Pferde saß, um nach dem Lager zu reiten und dort Predigt und Kommunion zu halten, kam der, von Treue und Sorge für den König durchdrungne, Obrist von Balby, mir eiligst entgegen, und brachte mir den Königlichen Befehl: daß ich in der heutigen Predigt alle vernünftigen Gründe der Religion zusammenrufen und gebrauchen sollte, den durch die Kolliner Niederlage gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Auch erhielt ich die schwere Ordre, ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Schlachttage sich schlecht gehalten hätten, ihre Pflichtvergessenheit vorzuhalten. Es ward mir zugleich eröffnet, daß sich der König einen genauen Rapport von meiner Erfüllung seines Befehls würde abstatten lassen.

Nie wird das Andenken dieses mir in vieler

Rücksicht schweren, aber auch frohen Tages meinem Gedächtnisse entfallen. Ich bemerke hier nur beiläufig, daß ich wieder Vermuthen diese Predigt in dem Zelte des Fürsten Moritz von Dessau halten mußte. Bekanntlich maßte man ihm die größte Schuld der verlornen Schlacht bei; unmittelbar nach der Predigt aber rechtfertigte er sich vollkommen, so, daß er schon eine Stunde nachher die ihm entzogene Ehrenwache wieder bekam. Dies richtete ihn aus seiner Niedergeschlagenheit wieder auf. Es gab aber auch einen Beweis, daß der König durch sichre Kundschafter auf dem Schlosse das vernommen hatte, was der Fürst in Gegenwart der Generale zu mir gesprochen, und was ich zur Beschämung der Furchtsamen und zur Wiederbelebung des Muths vor dieser zahlreichen und merkwürdigen Versammlung gesagt hatte. Und hiervon ward ich hernach zu meinem Vergnügen überzeugt.

Gern überlasse ich meine Seele noch einmal der Wehmuth, welche ich 1757 auf Böhmens Höhen empfand, da ich nun erwähntermaßen zum erstenmale den Seelenkampf beschreiben hörte, in welchem mein König damals rang. Gern, sage ich, ruft mein Gedächtniß jene schauderhaft traurigen Empfindungen wieder zurück, um noch einmal die über alle Beschreibung gehende Wonne und Freude zu genießen, welche mich be-

seelte, als ich am folgenden Tage den König lebend, gerettet, an der Spitze seines Heeres wieder reiten sahe. Tiefer als sonst beugte ich mich vor dem Helden, als er wieder Muth zum Leben zeigte. Denn, dachte ich, wer in diesem Kampfe Sieger ist, dessen Tapferkeit verdient mehr Ruhm, als der Muth des Feldherrn und Soldaten, welcher am Schlachttage sein Leben wagt. Und so denke ich noch. Er verdient aus diesem Gesichtspunkte näher beleuchtet, geliebt, geehrt und bewundert zu werden. *)

Friedrichs Beispiel kann demnach Muster und Ermunterung für die Unglücklichen werden, welche sich in der traurigen Lage finden, daß sie durch

*) Der berühmte Astronom, Herr Professor Bode, hat einem neuentdeckten Gestirne den Namen Friedrichsehre beigelegt. Auch in Frankreich hatte man diese Benennung in das Namenregister der Gestirne aufgenommen. Die Astronomen haben dadurch, nach Herrn Sturms Bemerkung, eine dichterische Weissagung erfüllt; denn Herr von Kleist sagte 1758 in seinem Kriegsgesange Cissides und Paches von Friedrich dem Großen:

Schon flieget himmelan,
Die Ehr' in blitzendem Gewand, und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen.

Ich möchte hinzusetzen: „den Namen Friedrichs, der Geistesgröße, eiserne Geduld, Beharrlichkeit und Muth besaß, seine Ehre nicht nur in der Besiegung seiner Feinde, sondern auch in der Erhaltung seines Lebens zu zeigen!"

äußerliche oder innerliche Reizungen zum Selbstmorde beängstigt werden. Denn keiner kann wohl seine Leiden und Versuchungen angreifender fühlen, als sie der König empfand. Man werde, wie er, Ueberwinder! Die Sache ist wichtig; und es wird vielleicht manchem Leser nicht unangenehm seyn, den Schritten des Königs auf diesem moralischen Kampfplatze bis zum Ziele zu folgen.

Zweite Abtheilung.

Welche Bewegunsgründe ihn von Verkürzung seines Lebens abhielten.

Der König war früh mit Dühan, Voltaire, Wolf, Jordan, Mannteufel, Suhm, Algarotti, Maupertuis, d'Argens, d'Alembert, Sulzer, Holland, Prades und Catt in eine gelehrte Verbindung gekommen.

Jeder suchte ihn für sein System zu gewinnen. Aber nur einige Blicke auf jeden dieser wichtigen Männer werden zeigen, daß die Vorsehung dem Könige mehr Wahrheits- als Irrlehrer zugeordnet hat.

Dühan, sein erster philosophischer Lehrer, welcher im ersten schlesischen Kriege als Geheimerath zu Berlin starb, war zwar Freidenker, und der erste

Führer des Kronprinzen zum Scepticismus, aber auch Gottesverehrer.

Der Hallische Kanzler Wolf war überzeugter Vertheidiger der durch Weltweisheit aufgeklärten christlichen Religion. Der König ehrte, liebte und las ihn, nächst dem englischen Philosophen Locke, am meisten. Seine vortrefflichen Briefe an Suhm bezeugen es, daß er Wolfs Gründe für die Unsterblichkeit der Seele überwiegend fand. Und ungeachtet die französischen Gelehrten, Voltaire und Maupertuis, Wolfs bittere Verläumder waren, und ihn nebst allen deutschen Gelehrten tief herabwürdigten; so behielt der König doch eine große Hochachtung für Wolfs Lehren und Person. Hätte Wolf sich entschließen können, die ihm vom Könige 1740 angetragene Präsidentenstelle der berlinischen Akademie, unter Maupertuis Direktion anzunehmen, so würde die gründliche Philosophie in Friedrichs Nähe große Fortschritte gemacht haben.

Jordan, dieser ehemalige Evangelische Prediger und Liebling des Königs, blieb bei seinem äußerlich gegebenen Schein des Naturalismus, ein geheimer Christ. Er bezeugte es dem Könige auf seinem Todbette ohne Scheu, daß er nur aus Menschengefälligkeit Religionsgrundsätze verworfen habe, deren Wahrheit und beruhigende Kraft er nun in hellem Lichte, mit voller Geistesgegenwart sähe und empfände.

Der sächsische Minister, Graf **Manteufel**, dieser große Staatsmann und Weltweise, machte es sich zu einem ganz eigentlichen Geschäfte: Wolfs Ansehen und mit ihm zugleich die religiösen Grundsätze in dem Geiste des Kronprinzen und jungen Königs aufrecht zu erhalten. Er stiftete 1740 in Berlin eine alethophitische (wahrheitsliebende) Gesellschaft, durch welche Philosophie und Religion von allen Täuschungen gereinigt, und dem Könige in ihrer wahren Gestalt gezeigt werden sollten. Allein diese ganze Unternehmung ward durch **Voltaire** vereitelt.

Der biedere Geheimerath und sächsische Gesandte **von Suhm**, dieser ewig ehrwürdige große Busenfreund des Prinzen, war ein aufgeklärter Gottesverehrer, dem der König viele sanfte und religiöse Gesinnungen zu danken hatte; den er auch bis in seinen Tod ehrte.

Der Präsident **Maupertuis**, dieser gelehrte Gesellschafter des Königs, war ein eifriger Vertheidiger des Glaubens an die Regierung Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Der König schätzte ihn von Seiten des Geistes und des Herzens. *)

*) Da ich Maupertuis, Voltaire und Graf Algarotti in den Jahren 1750 — 1755 in dem Hause der Frau Etatsministerin von Dankelmann öfters sehen und ihre Denkart näher beobachten konnte, so muß ich mit Wahrheit sagen, daß sich der Präsident von Maupertuis als Christenthumsverehrer auszeichnete. Er genoß auch die Achtung und Liebe des Königs ungleich mehr, als Voltaire.

Der Italienische Graf Algarotti, dieser frühe Gesellschafter Friedrichs, wankte zwar zuweilen als feiner Hofmann; blieb aber doch den Hauptpunkten der christlichen Religion getreu.

Der Professor Sulzer war vom Könige, als ein gründlichdenkender deutscher Weltweiser und aufgeklärter Vertheidiger des Christenthums, geehrt. Der König unterredete sich verschiedentlich mit ihm über wichtige Religionsangelegenheiten.

Der ernsthafte aber sanfte und wohlgesinnte Lehrer Seiner Majestät des jetzigen Königs, der seel. Geheimerath Beguelin, wurde bei seinem aufgeklärten Eifer für ein gereinigtes Christenthum, von dem Könige hochgeachtet.

Der Herr von Holland, ehemahliger Erzieher des Prinzen von Würtemberg, war dem Könige als philosophischer und religiöser tiefdenkender Widerleger des berüchtigten Systeme de la Nature so respektable, daß er ihm auf einige Zeit den Unterricht des jetzigen Monarchen, Friedrich Wilhelm, anvertraute *)

Der kürzlich verstorbene Geheimerath von Catt ließ sich als vieljähriger Vorleser des Königs, durch das Beispiel seines Vorgängers, des Abbé Prades, nicht bewegen, seine religiösen Ueberzeugungen zu verläugnen. Daher gewann und erhielt er die Achtung des Königs.

*) Es hat Herr von Holland besonders die Gründe wieder den Selbstmord in ein helles Licht gesetzt, und das unphilosophische und feigherzige Benehmen der Selbstmörder gezeigt.

Einer der vortreflichsten Männer, welche der Monarch in seinen letzten Lebensjahren kennen lernte, war der Herr Professor Garve in Breslau. Er eröffnete ihm einige Zweifel, und nahm die Hochachtung gegen ihn, als einen religiösen Weltweisen, mit ins Grab. Der König wollte ihn sogar zu seinem gelehrten Gesellschafter erheben, und ihm an der Stelle eines Maupertuis und Dühan den Zutritt in sein Unterhaltungszimmer verstatten. Allein die schwächlichen Gesundheitsumstände des Philosophen verhinderten es.

Unter den deutschen Dichtern schätzte er den seel. Professor Gellert, so wie den noch lebenden Herrn Kanonikus Gleim.

In der Reihe der Geistlichen, die Ihres Verstandes und Herzens wegen in hohem Ansehen bei ihm standen, waren der Hofprediger Quandt in Königsberg, der Probst Reinbeck in Berlin und der Abt Jerusalem in Braunschweig die vorzüglichsten. Die beiden letzten ermunterte er: immer bessere Lehrer zuzuziehen und deren Moralität zu befördern. Er freute sich, daß der seelige Hofprediger Sack den noch lebenden Probst Spalding zum Gehülfen gerufen hatte, die Einsichten und den Wandel der Prediger zu verbessern. Auch im siebenjährigen Kriege bekümmerte er sich um die Amtsführung der Feldprediger. Er gab denen Beweise seiner Gnade, welche mit Verstand, Treue und eigener Moralität, Lehrer der Religion waren.

Zwar hätte man befürchten sollen, daß des Königs Freundschaft für Voltaire, d'Argens, d'Alembert, Prades und einige Encyklopädisten eine völlige Abneigung gegen religiöse Grundsätze bei ihm bewürken, und daß alle auf Unsterblichkeit der Seele gebaute Gründe wider den Selbstmord ihre Kraft für ihn verlieren würden. Aber der König war stark genug, das Schwache, Unstatthafte und Schädliche ihrer Systeme einzusehen.

Denn in Voltaire schäzte er nur den unvergleichlichen Dichter; sahe aber bald, daß er ein seichter Philosoph, ein oft lügenhafter Geschichtschreiber und ein Mann von verabscheuungswürdigstem, bösestem Herzen war. Dies sagte er oft geradezu in seinen Briefen. Voltaires Autorität konnte also keine vollkommen schädliche Wirkungen auf die Religionsüberzeugungen des Königs hervorbringen. Es war auch dieser Dichter kein Gottesleugner.

Der französische Academicien d'Alembert suchte sich dadurch bei dem Könige und der Welt ein Ansehen zu geben, daß er des Spinoza übelverstandne Meinungen auf den Thron zu sezen, und die Ohngötterei herrschend zu machen bemüht war. Er forderte sogar mit Unverschämtheit den König auf, ein Verfolger derer zu werden, die ein von der Welt unterschiedenes göttliches Wesen verehrten. Dagegen wollte er eine ganze Kolonie von Gottesleugnern anlegen.

Jedoch Friedrich wies diesen an Grausamkeit grenzenden Unsinn als Weltweiser und Regent ruhmwürdig von sich zurück*).

Der Abbé de Prades, welcher den König als Vorleser vom August 1756 bis November 1757 begleitete, hatte zwar einen Anstrich von theoretischer und praktischer Irreligiösität. Er glaubte sich dadurch in der Gnade des Königs festzusetzen, daß er Verläumder mancher Religionswahrheiten wurde. Aber der Monarch lernte ihn bald als einen seichten Kopf und Schmeichler kennen. Und da zwei Tage vor der Roßbacher Schlacht seine verrätherische Korrespondenz mit der gegenüberstehenden französischen Armee entdeckt ward, so sandte ihn der König bis zum Frieden nach Magdeburg in ein Citadellzimmer. Er entließ ihn zwar sogleich nach geschlossenem Hubertsburger Frieden, und gab ihm eine Präbende in Glogau, nahm ihn aber nicht wieder zu sich.

Unter allen denen, welche dem Könige am nächsten waren, hätte ihm für seine Religionsüberzeugungen der Marquis und Kammerherr d'Argens am schädlichsten werden können. Denn dieser war als Katholik ein Freigeist. Aber er hatte gleichwohl von dem Wahren der Religion das behalten, was ihn mit unauflöslichen Banden an Gott und den König fesselte.

*) Das Nähere von alle dem, was ich hier sage, ist denen bekannt, welche die Briefe des Königs gelesen haben.

Die Encyklopädisten, eine Gesellschaft französischer Gelehrten, welche in einem sonst nützlichen Lexiko schädliche Religionsirrthümer verbreiteten, hatten zwar eine Zeitlang durch d'Alemberts Empfehlung großen Einfluß beim Könige. Aber sein helles Auge sahe bald das Flittergold ihres Systems, und das für Tugend und Staat Schädliche ihrer Lehren. Er ließ den Professor Sulzer kommen, und forderte von ihm die Empfehlung eines Hofmeisters für den jetzigen Monarchen; setzte aber die merkwürdigen Worte hinzu: „mein lieber Sulzer, komme er mir aber mit keinem Encyklopädisten. Denn weder ein solcher, noch ein schwärmerischer Pietist muß zum Prinzenerzieher angestellt werden. Ein gesunder, muntrer, bescheidner, weltkennender, und moralisch guter Mann, welcher mit aufgeklärten und guten Religionsbegriffen Liebe zu meinem Lande vereint, das ist der Mann, den ich wünsche."

Alles dieses führe ich zum überzeugenden Beweise an, daß in der Seele des Königs auch dann ein Uebergewicht von richtigen Religionsgrundsätzen übrig geblieben ist, wenn er mit vielen irreligiösen Gelehrten in Verbindung stand. Nicht weniger siehet man hieraus, daß mehr Gut- als Schlechtdenkende die beständigen Lieblinge des Königs gewesen sind. Dies macht seiner Klugheit und seinem Charakter Ehre. Dadurch schützte ihn die Vorsehung

hung vor und in dem siebenjährigen Kriege in dunklen Stunden des Mißmuths vor Gewaltthätigkeit gegen sich selbst.

Ich sage vor dem siebenjährigen Kriege. Denn es irren vermuthlich diejenigen nicht, welche den ersten unglücklichen Gedanken schon in die bekannte traurige Küstrinsche Epoche 1730 nach dem schauderhaften Cattschen Vorfalle setzen, als er seinen Freund enthaupten sahe, und erfuhr: daß ein Kriegsgericht über ihn sprechen sollte, und sein Leben in Gefahr wäre.

Auch schon im ersten schlesischen Kriege hatte er, auf Anrathen eines bösen Unbekannten, ein schnell tödtendes aus Frankreich gekommnes Pulver im stillen an gefährlichen Tagen bei sich. Er nahm es vor der Schlacht bei Mollwitz im April 1741 in eine verborgne Westentasche. Aber ohnerachtet bekanntlich alle Versuchungen in den dunklen Stunden von 2/7 Uhr ihn auf dem Wege von Mollwitz nach Ohlau bestürmten; so hatte er doch Geistesstärke genug, um der Anreizung zum Selbstmorde zu widerstehen. Mit einer Art von Triumph wies er am Tage nach der Schlacht, dem General-Adjutanten von Buddenbrock, das kleine Pulver, dessen Nichtgebrauch seinem Geiste und Muthe hohe Ehre war*). Und es ist so vielmehr zu bewundern, daß,

*) Dies weiß ich aus dem Munde des Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

ohnerachtet er selbiges im Felde immer zur Hand hatte, er es auch dann nicht ergriff, wenn alles Glück ihn völlig zu verlassen schien.

Während des siebenjährigen Krieges litt er den ersten schauderhaften Anfall nicht unmittelbar nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin, sondern, obenerwähntermaaßen, erst 9 Tage nachher auf dem Fürstl. Fordischen Schlosse in dem ruhigern Lager bei Leutmeritz. — Von dieser traurigen Gemüthsstimmung und deren Beendigung durch die Religion bin ich ein so naher Zeuge gewesen, daß die Bescheidenheit mir zu schweigen gebietet. Der Obrist von Balby erwarb sich in diesen *finstern Tagen* große Verdienste um den König. — Solcher Anfälle gab es indeß noch zwei. Der eine erfolgte nach der Niederlage bei Frankfurth, im Lager bei Fürstenwalde; — der zweite und vielleicht furchtbarste Versuch auf seine Standhaftigkeit geschahe im October 1761, da alles um ihn herum sich verfinsterte, das Podagra den Körper jämmerlich folterte, und alle Hoffnung zum ehrenvollen Ausgange des Krieges verschwunden war. Aber in diesen und andern geheimen Kämpfen behielt unser Friedrich den Sieg.

Denn die Vorsehung hatte ihn schon öfter erfahren lassen, daß sich der Staat und die Armee nach großen Niederlagen wieder aufgerichtet hatten. Es blieben also auch noch immer einige Strahlen der Hoffnung, welche seine Seele in jenen dunk-

len Momenten erleuchteten, aufheiterten und seine Lebensliebe stärkten. *)

Vorzüglich hat die Entdeckung der Warkotschen Verrätherei diese wohlthätige und stärkende Wirkung auf seine Seele gehabt. Denn die, welche dem Könige bis zum Ende des Krieges am nächsten gewesen sind, versichern einstimmig: daß sie seit dieser merkwürdigen Rettung keine Spur mehr von dem gefunden haben, was sie vorher in manche schauderhafte Besorgniß gesetzt hat.

Auch seine Liebe zum Lande und zum Heer, und die unbegrenzte Gegenliebe der Unterthanen und der Armee hielten ihn ab, seine Unterthanen durch seinen Tod zu betrüben und den Feinden zum Raube zu geben.

Hierzu kam noch das Bewustseyn und Selbstgefühl, daß keiner nach ihm das Scepter und den Kommandostab so würde führen können, als es in diesen Verwirrungen erfordert ward.

Er hatte zwar den 17. März 1761 zu Meißen, in Gegenwart des Ministers von Fink, des Grafen

*) Er hatte schon als Kronprinz 1735 eine vertraute Freundschaft mit dem unglücklichen, geflüchteten polnischen Könige Stanislaus gepflogen, mit ihm sein Unglück beweint, und einige Wochen in Königsberg dessen philosophische Fassung in Leiden bewundert. Er selbst dachte damals an Küstrin, wo er sich so musterhaft groß im Dulden gezeigt, und die Vorsehung ihm das Leben gerettet hatte.

von Herzberg, des Geheimderaths Häseler, und des englischen Gesandten Mitschel, in Ansehung der Thronfolge, eine Anordnung gemacht; aber er sahe, daß die Ausführung seines Regierungsplans viel Bedenklichkeiten habe. Er verordnete nehmlich, wie es während der Minderjährigkeit des Kronprinzen mit der Verwaltung des Staats und der Armee gehalten werden sollte. Das Haupt der hierzu ernannten Personen sollte sein weiser und heldenmüthiger Bruder Heinrich unter bedeutenden Beschränkungen werden; es war sein Wille, daß der Kronprinz früher die Kurwürde annehme, als es nach der deutschen Reichsverfassung bestimmt ist. Da aber die vermeintliche Reichsacht noch nicht aufgehoben war, und die römische Kaiserin gegen den König in Waffen stand, so war nicht zu erwarten, daß sie ihrem Gemahle und Teutschlands Fürsten erlauben würde, das Testament in Rücksicht auf die Kurfürstl. Würde zu genehmigen. Dies verhinderte die Vollendung des in vieler Rücksicht merkwürdigen Testaments*). Die, welche bei

*) Es ist in einer der neuern Zeitschriften eine Abschrift dieses Königl. Testaments gegeben, welche man für authentisch hält. Er sagt unter andern: daß er den Regenten nicht für einen Eigenthümer des Landes und seines Schatzes ansehe, welcher nach Willkühr damit umgehen könne. Er erklärt ihn für den höchsten Staatsverwalter, welcher die Ausgaben und Einkünfte immer nach dem Maaßstabe der Landeswohlfahrt abmessen muß.

dessen Abfassung zugegen waren, und den König sprechen hörten, konnten nicht lebhaft genug den Ernst, aber auch den Muth schildern, welchen er bei dieser erheblichen Handlung gezeigt hatte. Und dies war um soviel ruhmwürdiger, weil sich gerade in diesem Zeitpunkte der Staat in höchster Gefahr fand. Friedrich zeigte durch diese symbolische Handlung, zum Schrecken seiner Feinde, und zum Troste seines treuen Landes, daß er den Staat nicht für rettungslos verlohren hielt. Weil er aber sein Leben nicht gesichert glaubte, und bereit war, es zum Wohl des Staats aufzuopfern, so gab er diesen Beweis der landesväterlichen Vorsorge. Und sieben Monate hernach, den 29. Nov. 1761 brachen die Warkotschen Mordanschläge aus, deren Vereitelung wir in der vorliegenden Geschichte gesehen haben.

Ueberdies wollte Friedrich seinen Feinden durch seinen Tod kein Fest der Schadenfreude geben.

Er sahe, daß viele Officiere und Gemeine nebst ihren rechtschaffnen Feldpredigern troß aller Gefahren, Unglücksfälle und Niederlagen, dennoch als heldenmüthige Männer laut sprachen und handelten. Ihre Beispiele stählten seinen Ehrtrieb, sich nicht mit seinem Blute und mit der Schande des Selbstmords zu beflecken.

Denn seitdem man sich einander ins Ohr sagte, daß für Friedrich diese Besorgniß obwalte, so zeigten einige edle Männer bei dieser Gelegenheit

eine muthvolle Klugheit. Diese bestand darin: daß sie laut vom Selbstmorde, als von einer ehrlosen That sprachen, welche Wahnsinn oder Feigheit zur Quelle habe. Feigheit bei denen, die sich mit Ueberlegung das Leben entreissen, weil sie nicht Muth haben, Gefahren zu bekämpfen. — Wahnsinn bei leiblich kranken, melancholischen, oder verwirrten Unglücklichen, und Phantasten.

Durch diese wahren und in der Armee allgemein angenommenen Lehrsätze ist der Selbstmord im preußischen Heere, während des Krieges, so selten geblieben, daß mir nur das einzige Beispiel eines an Gemüth und Körper kranken Lieutenants vom Neuwiedischen Regimente bekannt geworden ist. Es würde aber auch dieser Mord verhindert worden seyn, wenn ihn ein Freund in seiner Niedergeschlagenheit des Gemüths aufgerichtet hätte. Hier sey es mir erlaubt, noch zur Ehre des Königs und seines Volks eine wahrhafte Bemerkung zu machen. Es ist diese: der König achtete viel auf den Volkssinn (Esprit national) und wußte auch dadurch in trüben Stunden sich aufzuheitern. Wenn die neu aus dem Lande ausgehobenen Rekruten bei der Armee ankamen, so ließ er sich durch die Flügeladjutanten oder Kommandeurs gern erzählen, was der Bürger und Bauer von dem Kriege spräche; ob sie noch guten Muth und Hoffnung hätten, daß endlich alles gut gehen würde? Und da hörte er denn oft mit

Vergnügen, daß die Stadt- und Landprediger den Gemeinsinn noch immer muthig zum Vertrauen auf Gott und zur Liebe für den König stimmten. Als man einst sichtbar bemerkt hatte, daß ihm diese Aeusserungen Freude machten, so sagte ein verständiger Kriegsmann: „der König und wir können so lange muthig bleiben, als der Gemeinsinn der Prediger, Bürger und Bauern noch mit gutem Muthe beseelt ist. Ist das Land nicht verzagt, so muß die Armee leicht tapfer seyn und bleiben.“

Und da haben sich denn wahrlich die damaligen preußischen Stadt- und Landprediger ein nie genug erkanntes, ein ewig denkwürdiges Verdienst erworben. Die späte Nachwelt wird noch mit Friedrichs Geschichte, Sacks, Wöllners, Ortmanns rc. Kriegs- und Siegespredigten mit Vergnügen lesen, wenn sie sieht, wie diese Männer nichts als unerschütterliche Vaterlands- und Königsliebe athmeten. Der König, die Armee, die Prediger und Landesbewohner arbeiteten mit vereinter Anstrengung, den preußischen Nationalgeist zur größten Höhe zu erheben.

So wie aber der König bei seinem ersten heftigen Anfalle im Lager bei Leutmeritz einen treuen Unterthan um sich sahe; so hatte er endlich, während der zweiten großen Versuchung, in dem Marquis d'argens einen Freund, dessen Briefe lauter aufmunternde Darstellungen enthielten. Alles, was

er dem beängstigten Könige schrieb, war bestimmt: den Kleinmuth zu verscheuchen, und die Lebenslust zu erhalten. Wer ehrt wohl nicht mit mir die Asche des in dieser Absicht verdienstvollen Marquis.

Hier ist unter andern eine Stelle aus dem 46sten Briefe, welchen der Marquis den 17ten Junii 1760 schrieb:

Sire!

„Ich fühle zwar wohl, in welchen Mühselig„keiten und Unruhen sich Ew. Majestät befin„den müssen! allein Sie finden in Ihrem „Geiste und in Ihrer Entschlossenheit Mittel „genug, um sie rühmlich zu besiegen. Ich „bemerke in aller Herzen eine gewisse Hoff„nung, die mir ein sichrer Bürge für die Er„füllung meiner eigenen Zuversicht ist, die ich „immer hege, und die, trotz der Widerwärtig„keiten, mich niemals täuschte. Ich habe hier „Gelegenheit, einige Briefe zu lesen, welche „Officiere von Ihrer Armee geschrieben hat„ten. Sie zeugen von dem besten Willen al„ler Truppen, sie sind ganz voll von Vater„landsliebe und Enthusiasmus für Ihren Ober„herrn. Diese Briefe scheinen mir die besten „Vorzeichen von dem Glücke des Feldzugs zu „seyn; sie sind zuverlässige Zeugen von dem „Muthe des Officiers und Soldaten, weil sie „von Leuten geschrieben sind, die gar keine

„Ursache hatten, ihre Gedanken gegen die
„zu verstecken, an welche sie schreiben. Ich
„gestehe zwar ein, daß Ihnen Ihre Feinde
„sehr überlegen sind; aber Ihre kriegerischen
„Talente und die Tapferkeit Ihrer Truppen
„werden schon ersetzen, was Ihnen an Menge
„abgeht. Was Sie ein Wunder nennen, das
„nenne ich eine glückliche Begebenheit, die
„durch Ihre Klugheit und Ihren Muth be-
„wirkt wird. Und diese Begebenheit wird ge-
„wiß früher oder später in diesem Feldzuge
„erfolgen, soferne Sie nur Ihrer Person
„schonen und unaufhörlich bedenken wollen,
„wie nöthig Sie zum Besten der Sachen sind,
„die endlich schlechterdings eine glückliche Ge-
„stalt gewinnen müssen.“

Der König hatte ihm den 15ten Januar 1760 ge-
schrieben:

„Sie, mein lieber Marquis, sind nicht Kö-
„nig, haben keinen Staat zu vertheidigen, dür-
„fen keine Unterhandlungen besorgen, auf kei-
„ne Hülfsmittel bedacht seyn, und sind für
„keine Vorfälle verantwortlich. Ich, der ich
„unter dieser Bürde erliege; ich allein muß
„darunter leiden. Lassen Sie mir diese Bür-
„de, lieber Marquis, ohne sie mit mir zu thei-
„len. — Trift mich noch Ein Unglück, so ist es
„der Gnadenstoß. Wahrlich das Leben wird

„unerträglich, wenn man es in Verdruß und
„tödtendem Gram verleben muß; es hört auf
„eine Wohlthat zu seyn; es wird ein Gegen-
„stand des Abscheues.“

Auf diese und ähnliche Klagen war der alte Marquis immer der unermüdete Tröster. Und als der König ihm am 1sten Juni 1760 geschrieben hatte:

„Ich tauge zu nichts mehr, als Proserpinens
„Reich zu vermehren, wenn Sie dort etwas
„zu bestellen haben, dürfen Sie es mir nur
„auftragen, „so sandte ihm der Marquis statt eines Auftrages in die Unterwelt den vorstehenden Brief; und der König antwortete ihm im 74sten Briefe: „Für mich sind Ihre Briefe
„ein Trost, so wie dem Elias die Erscheinung
„der Krähen, die ihm in der Wüste Nahrung
„brachten; oder was eine Quelle einem Hirsche
„ist, der vor Durst schreiet; oder wie der An-
„blick des Anchises dem Aeneas, als dieser sei-
„nen Vater in der Unterwelt gewahr wurde.
„Berauben Sie mich also nicht meiner einzigen
„Freude während meines langen Mißvergnü-
„gens, und seyn Sie der Freundschaft versi-
„chert, die ich stets für Sie behalten werde.
„Der unglückliche Krieg hat mich zum prakti-
„schen Philosophen gemacht.“

Aber vielleicht hätten alle diese Hinderungsmittel nicht ihre Wirkung gethan, wenn nicht gleichsam

von ungefähr, grade in den gefährlichsten Augenblicken, Begebenheiten entstanden wären, welche die Ausführung eines unrühmlichen Entschlusses verhinderten und sein Leben retteten.

So geschahe es 1757 bei Leutmeritz, als die Oestreicher ein auf der Westseite der Elbe unter dem General Itzenblitz stehendes Korps attaquirten und Laudon die diesseits des Paskopohls stehenden Bataillone angriff. Dieses Heranstürmen der Feinde nöthigte den König, sein philosophisches Zimmer zu verlassen. Er kam, verjagte von beiden Seiten die Feinde, setzte sich bald in Marsch, und so ward Laudons Angriff des Königs Lebensrettung.

Eben dieses war der Fall im traurigen Octobermonat 1761. Denn eben, da der Unmuth des Königs aufs höchste gestiegen und gefahrdrohend war, nahm Laudon durch einen nächtlichen Ueberfall die Festung Schweidnitz, und nöthigte den König, schnelle Plane für die Armee zu machen, zu deren Ausführung sein gerettetes Leben unentbehrlich schien.

Bei dieser, der Wahrheit gemäßen, Darstellung, wird man mich von aller Schwärmerei frei sprechen, wenn ich sage: Unter Gottes Leitung war Friedrich in jenem Zeitpunkte als Weltweiser, Regent und Feldherr der unübertrefflichste Held, als er seine Existenz nicht willkürlich endete. Es ist rühmlich für ihn, nützlich für Moral und Menschenwohl, daß der

Sonnenzeiger seiner Lebensuhr von ihm nicht aufgehalten ward; sondern bis dahin lief, daß er beim letzten Anschauen der Sonne sagen konnte: **bald werd' ich bei dir seyn.** *)

*) Eine der schönsten Scenen in den letzten Lebenstagen des Königs war bekanntlich diese, daß er sich in seiner großen Schwachheit bei warmen und hellem Sonnenschein auf eine Terrasse seines Gartens tragen ließ, zum Himmel aufblickte, und zur Sonne sprach: „bald werde ich bei dir seyn!" Mahler und Kupferstecher haben sich zwar schon bemüht, diese Scene darzustellen; aber ich wünsche doch, daß Europas größte Meister mit den Dichtern *noch wetteifern möchten*, der Nachwelt etwas Vollkommnes zu hinterlassen. Als ich vor zehn Jahren zu dem vortreflichen Chodowiecki und seiner liebenswürdigen Familie geführt ward, wies er mir die prächtig in Kupfer gestochnen Thaten Alexanders des Großen, und sagte, daß er solche vor wenig Wochen dem hoffnungsvollen jungen Kronprinzen von Preußen und dessen liebenswürdigen, (leider nur zu früh verstorbenen) Bruder, dem Prinzen Ludwig gezeigt habe. Ich erwiderte, daß ich wünschte: „die Thaten Friedrichs des Einzigen von Chodowiecki's Meisterhand gezeichnet und ausgeführt zu sehen. Wie herrlich würde sich nun diese Friedrichs-Gallerie mit einer Darstellung der vorbeschriebenen malerischen Scene schließen! Einer meiner Magdeburgischen Bekannten, Herrn Kriminalrath Eversmann, hat diese herrliche Scene durch die Demoiselle Ringen mit hohem Kolorit malen lassen. Ich stehe oft bei diesem Gemälde; und nenne mein Dahingehen eine Wallfahrt zu Friedrich dem Verewigten.

Möchten doch alle Dulder, welche unter der drückenden Last des Gedanken an Selbstmord gekrümmt gehen, so wie Friedrich, Kämpfer und Sieger werden. Denn Friedrichs Benehmen unter allen Stürmen des Lebens ist redender Beweis seiner Geistesgröße.

Quae tibi pro tanti pulso discrimine Regni
sufficiant laudes!
Claudian de bello gallico.

Siebenter Abschnitt.

Jubelgedicht der Madame Karschin, auf die Rettung des Königs.

So groß das Entsetzen war, womit alle wahre Verehrer Friedrichs von dem Warkotschen Hochverrathe hörten, so groß war auch die Freude, mit welcher sie zugleich seine Rettung vernahmen.

Ich ermunterte die Glieder meiner Gemeinde: ein feierliches Dankfest in der deutschreformirten Kirche zu Magdeburg anzuordnen. Dies geschahe. Die Kosten zu dieser Kirchenfeierlichkeit wurden so freiwillig und milde zusammengeschossen, daß auch den Armen ein froher Tag gemacht werden konn-

te. *) Die Dichterin, Madame **Karschin**, war eben in unsern Mauern. Sie verfertigte nachstehenden vortreflichen Lobgesang, welchen der unsterbliche Rolle in Musik setzte, und an dem Feste selbst aufführte.

Der damals hier in Magdeburg residirende Königliche Hof, wobei auch der Kronerbe **Friedrich Wilhelm** sich befand, gab ein rührendes Beispiel der Gottesverehrung. Sie erhöheten dadurch die Erbauung, als nachstehender Triumphgesang den Tempel durchhallte. Alles war Gefühl, und Freudenthränen funkelten in den Augen Aller.

Vier Tage nach diesem Rettungsfeste legte unser jetzige Monarch **Friedrich Wilhelm** sein Glaubensbekenntniß ab, und den 31sten Januar 1762 sahen wir ihn sich zum erstenmale in eben dem Tempel zum Altare Gottes nahen. Einige Wochen nachher, im Februar 1762, eilte er schon ins Feld, um Zeuge und Theilnehmer der Thaten des großen **Friedrichs** zu werden.

Tutti.

Ruft den Abgrund selbst zur Hülfe,
Die ihr mächtig ihn umgebt,
Gott ist nicht von uns gewichen,
Feinde! sein Gesalbter lebt.

Recitat.

Von dem erwählt,
Der Thronen umwirft, Thronen stürzet,

*) Der verstorbne Kaufmann, Hr. Bachman, machte sich ein Vergnügen daraus, alle Besorgung dieser Feierlichkeit zu übernehmen.

Und Königen die Tage zählt;
Von Gott erwählt, von ihm beschützet,
Ist Er ein halb Jahrhundert *) schon
Die Lust des Volks, die Zierde für den Thron.
Er trägt die Last der Kriege
Auf seinen Schultern ganz.
Um unsre Sicherheit zog er sechs Züge
Mit nichts geschmückt als mit dem Kranz
Der selbst erstrittnen Siege.
Er führt sein Heer, das Vaterland
Für fremden Arm zu decken:
Und wird geführet durch die Hand,
Die auf Egyptier des Todes schwere Schrecken,
Wie Ungewitter fallen hieß,
Die Räder schnell von ihren Wagen stieß,
Und Israel befreite.
So hilft Gott, unser Gott, der schrecklich ist im Streite.

Aria.

Der Feind trotzt hoch auf Roß und Wagen,
Friedrich hoft auf unsern Hort,
Gott! du kannst mit einem Wort
Ihrer hundert tausend schlagen.

Ungezählt ist ihre Menge
Wie der Sand am Meer.

*) Die Rettung des Monarchen ereignete sich gegen das Ende seines 50sten Jahres.

Rauschend hört sie Friedrich kommen,
Unverzagt ist Er;
Denn der Engel Gottes lagert
Sich um ihn daher.

Recitat.

Er war verkauft. O! Ihn verrieth
Ein schwarzer Bösewicht
Dem Feinde, der von Friedrichs Angesicht
Furchtscheuend sich zurücke zieht.
Wir zittern noch — — — den Anschlag gab die Hölle.
Schon saß Verrätherei
Und lauschte dicht an jener Schwelle,
Schon schlich die Mitternacht herbei,
Schon drohete der Tod im Ueberfall.
Gelobt sei Gott und Jubelschall,
Der das gelegte Garn zerrissen!
Es sollens alle Völker wissen,
Daß der Herr noch mit uns sey.

Duetto.

Wann der Herr nicht mit uns wäre,
Würden wir noch seyn?
Schluckten uns nicht dieser Heere
Offne Rachen ein?
Wollt uns Gott dem Feinde geben,
Würde da noch Friedrich leben?
Nein!!!

Tutti.

Tutti.

Dank dem Gott, der uns im Zorne
Nicht verwarf und nicht verstieß.
Dank dem Gotte, der uns Alles,
Der uns Friedrichs Leben ließ.

O! mit hohen Lobgesängen
Preisen wir den Herrn, und flehn
Ihn um Jahre, die den König
Größer noch im Frieden sehn.

Der Leser, welcher Friedrich schätzt, wird beim Lesen und Wiederlesen dieses vortreflichen Gesanges gewiß einen Theil der Empfindungen fühlen, welche die Brust aller Anwesenden durchströmten.

Magdeburg denkt noch oft an diesen Festtag, und es hat Ursache dazu.

Furchtbar und verabscheuungswürdig war nehmlich das Komplott, welches 1761 durch mehr als 600 Kriegsgefangene, östreichische und russische Officiere, mit Hülfe von 8000 gefangenen gemeinen Oestreichern und Russen sollte ausgeführt werden. Man wollte die schwache Garnison von fünf Bataillons nebst den zur Hülfe eilenden Bürgern, auf ein gegebenes Signal, in der Nacht niederhauen, die Palläste, in welchen die Königlichen Hofstaaten ihre Residenz hatten, sammt der Stadt Magdeburg anzünden, sich der Kanonen auf den Wällen und der Thore bemächtigen, und die schreckenvolle Scene des 10ten Mai

1631, da Magdeburg jämmerlich zerstört wurde, erneuern *). Aber Gott wachte. Einer der verschwornen gemeinen Oestreicher ward am späten Abend innerlich erweckt, dem Kommandanten, Obrist von Reichmann, das Geheimniß zu eröffnen. Garnison und Bürgerschaft traten mit preußischer Entschlossenheit und Schnelligkeit ins Gewehr. Die feindlichen Officiere wurden noch in derselben Nacht entwaffnet, der Anschlag vereitelt und die Stadt gerettet.

Achter Abschnitt.

Folgen der Lebensrettungen Friedrichs des Zweiten.

Man thue nur Einen Blick auf die Verkettung der Weltbegebenheiten, welche sich in dem Zeitraume seit der Lebensrettung des Königs, seit 1761 bis 1797 ereignet haben, und sehe, was daraus erfolgt ist, daß Friedrich noch bis 1786 gelebt hat!

*) Die Königlichen Höfe, welche in den letzten Kriegsjahren ihre Sommerresidenz in Magdeburg hatten, waren der Hof 1) der regierenden Königin, 2) des Kronprinzen und jüngern Prinzen Heinrich, 3) des Prinzen Ferdinand, Bruder des Königs, 4) des Markgrafen Heinrich, 5) der verwittweten Prinzessin von Preußen mit 6) der Prinzessin Wilhelmine, (jetzigen Statthalterin von Holland); und 7) der Prinzessin Amalia, des Königs Schwester.

1762 und 1763 schloß er mit allen seinen Feinden einen glorreichen Frieden, ohne einen fingerbreit Land zu verlieren.

Er bebaute sein verwüstetes Land wieder, vergrößerte dessen innern Wohlstand, sammelte mehrere Millionen Geld, vervollkommnete sein Heer immer mehr und mehr, und erhielt sich so seinen Feinden stets furchtbar.

Als Kaiser Joseph 1778 die kaiserliche Obergewalt dazu mißbrauchen wollte, ohne Einwilligung des Reichs eine willkührliche Theilung der Baierschen Reichslande vorzunehmen, so nöthigte Friedrich den Kaiser, in die Schranken der Reichsgesetze zurückzugehen. Der König gab der deutschen Freiheit und dem kuhrfürstlichen Ansehen einen Theil ihrer verlornen Würde wieder.

Er vermochte die russische Kaiserin, daß sie die Türken nicht ganz aus Europa verdrängte; und erhielt dadurch das Gleichgewicht von Europa.

Er mäßigte die Forderungen, welche Kaiser Joseph an die Republik Holland machte, und war Hollands Schutz.

Der Furcht, die man vor Friedrich hatte, verdankte es Holland, daß Frankreich 1780 — 1786 nicht mit einem Heere, sondern nur durch geheime, das Volk gegen die Regierung aufwiegelnde Emissarien die Obergewalt über diesen wichtigen Staat zu erringen suchte.

Friedrich verhinderte Rußland, sich die Alleingewalt in Pohlen zuzueignen, und dadurch für Deutschland zu furchtbar zu werden *).

Seine Staaten vermehrte er mit Westpreußen.

Gleich nach geendigtem Kriege 1763 ließ er mit wahrer landesväterlicher Sorgfalt die Schulen verbessern. Schon während des siebenjährigen Krieges, wie ich als Ohrenzeuge weiß, unterhielt er sich mit Predigern und Schulmeistern, über die besten Lehrmethoden. Er gab bei seiner Rückkunft aus dem Felde dem Minister Dankelmann und nach diesem dem Minister Zedlitz nicht nur Befehl, für die Religionsaufklärung zu sorgen, sondern auch Anweisungen: wie sie mit Ernst und Sanftmuth durch gut lehrende und exemplarisch wandelnde Volkslehrer befördert

*) Ohne Preußen wäre Rußland längst alleiniger Oberherrscher von Pohlen geworden, und ohne Friedrich würde in diesem Reiche auch die Religionstoleranz nicht zu Stande gekommen seyn. Er beförderte den polnischen Land- und Religionsfrieden nicht mit den Waffen in der Hand, sondern mit der Feder. Er sagt im 133sten Briefe an Voltaire: „möchte ich doch die Beredsamkeit besitzen, Pohlen tolerant zu machen. Ich wünsche ohne „Enthusiasmus, die Dissidenten mögen glücklich „seyn, doch so, daß die Republik nicht unzufrieden darüber ist. Wie der König von Pohlen „denkt, weiß ich nicht, aber ich hoffe, daß alles „friedlich beigelegt wird, wenn man die Forderungen der einen Parthei mäßigt, und die andere dahin bringt, daß sie nachgiebt."

werden könne. Durch den Abt Felbiger ließ er auch das katholische Schulwesen in Schlesien verbessern, und ansehnliche Summen aus den Jesuitergütern dazu anweisen. Er hatte hierbei vorzüglich die menschenfreundliche Absicht, zu verhindern: daß ferner, durch schwachköpfige Priester, der Religionshaß gegen die Ketzer fortgepflanzt würde.

Nach Felbigers Abgange ist diese Schulverbesserung noch mehr vervollkommnet, und steht jetzt unter den beiden Ministern von Hoym und von Dankelmann. Es ist auch gewiß zu erwarten, daß ersterer vereint mit dem Minister von Schrötter wetteifern wird, in den jetzt Preuß. ehemaligen Polnischen Provinzen, die Kultur durch wohlversorgte Schulmänner zu befördern. Denn alle Schulverbesserungen in der Lehrart sind übrigens vergeblich, wenn der Schulmann unter Nahrungssorgen seufzen muß.

Maria Theresia, diese wahre Mutter ihres Landes, wurde in der Verbesserung des Schulwesens Friedrichs Nachahmerin. Sie bat den König, ihr den Abt Felbiger als einen Kadmus zu überlassen, welches Friedrich gern that. Nach des jetzigen Kuhrfürsten von Mainz und des großen Dahlbergs Muster wetteifern, außer Baiern, alle katholischen Kuhrfürsten, die Bischöfe von Salzburg, Speier, viele edle Prälaten, Weltgeistliche und Ordensmänner: die Unwissenheit und den Aberglauben

zu stöhren, die über die Grenzen gegangene päbstliche Despotie zu hemmen, und reinere Wahrheit und Tugend in ihren Gemeinden herrschend zu machen. Und wem anders als Preußens großem Friedrich haben sie die erste Aufforderung hierzu zu danken?

Wäre des Königs Leben nicht gerettet worden und hätte der siebenjährige Krieg nicht einen für ihn so glorreichen Ausgang genommen, so wäre auch sein Ruhm in den morgenländischen Staaten nicht so hoch gestiegen. Denn französische, östreichische und russische Emissarien machten es sich 1755 und in den folgenden Jahren zum Geschäfte, dem Türkischen Volke folgende herabwürdigende Schilderung vom Könige von Preußen zu machen: „Er ist, sagten sie, mit einem türkischen Bassa zu vergleichen, welcher gegen den Ottomannischen Kaiser rebellirt, und dem dieser nach Belieben den seidnen Strick senden kann. Die deutschen Kuhrfürsten sind gleichsam die Bassa's des römischen Kaisers. Es hat der römische Kaiser Franz den rebellischen Kuhrfürsten von Brandenburg in den Bann gethan, und seiner Länder verlustig erklärt; sie sind ihm bereits bis auf ein Paar Vestungen genommen: er ficht nur noch mit einem kleinen Anhange von Rebellen; und diese werden auch bald niedergehauen werden.“ Zugleich mußten diese Emissarien 1761 drohen: daß, wenn die Türken mit dem, seinem Un-

tergange nahen, Könige von Preußen ein Bündniß schlössen, sie von Frankreich, Oestreich und Rußland angegriffen und gezüchtigt werden würden. Durch diese und ähnliche Vorstellungen suchte man den Divan und das türkische Volk abzuhalten, dem Beispiele des Tartar Chans zu folgen. Denn dieser stand schon 1762 bereit, zu Friedrichs Rettung zu Felde zu ziehen. Aber ehe er erschien, hatte der König schon einen ehrenvollen Frieden errungen.

Kurz, Friedrich war sein ganzes Leben hindurch allen Regenten ein Muster der Regierungskunst.

Ja auch die glücklichen Begebenheiten, welche sich nach seinem Tode für den preußischen Staat ereignet haben, sind großentheils eine Folge seiner Lebensrettung. Denn bald nach seinem Tode ließ Friedrich Wilhelm II. ein kleines Heer, unter Anführung des Herzogs von Braunschweig und des Generals von Kalkreuth nach Holland marschieren, die innere Ruhe daselbst wieder herstellen, gab der Republik 1787 den wohlthätigen Frieden wieder, und vereitelte so Frankreichs Absicht. *)

*) Der französische Minister Vergennes sahe schon 1780, daß Frankreich binnen wenig Jahren ein Bankerot oder eine Finanzrevolution bevorstände, welche ganz Gallien erschüttern würde. Dieses Unglück abzuwenden, wollte Vergennes sich Holland zinsbar machen, um Frankreich durch Hollands Ruin zu retten.

Das Haus Oranien stand ihm indeß im Wege. Er suchte deshalb durch den französischen Gesandten

Den römischen Kaiser Leopold stimmte Friedrich Wilhelm erst mit sanften Vorstellungen, und dann mit gewaffneter Hand, den Länder beglückenden Frieden dem kostspieligen verderblichen Türkenkriege vorzuziehen. *) Im Juni 1790 stellte

Verac, Meutherei gegen den Herzog von Braunschweig, gegen den Statthalter, dessen Gemahlin und hoffnungsvollen Prinzen zu erregen. Durch Verläumdungen, Bestechungen, Schmeicheleien und Drohungen suchte er die Statthalterschaft zu vernichten, und Frankreich zu Hollands Despoten zu erheben. Friedrich der Große entschleierte diese geheimen Machinationen, warnte, und trug geduldig die Verachtung, mit welcher man seine Warnungen lange unbeantwortet lies. — Er starb 1786, und nun glaubte man, Hollands Statthalterische Constitution ungerächet stürzen zu können. Aber sein Thronfolger, Friedrich Wilhelm, kannte Frankreichs innere Ohnmacht, und hatte Muth, alle Gefahren zu verachten, um Holland und die Ehre seiner Schwester zu retten. Das große Werk wurde ausgeführt; die französischen Anschläge wurden vereitelt, und der innerliche Krieg in Holland 1787 geendet. Das sind wahrlich große Verdienste, welche sich Friedrich Wilhelm um Hollands innere Wohlfahrt erworben hat. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm war 1672 Hollands Befreier, und König Friedrich Wilhelm war über hundert Jahr nachher Hollands Retter, indem er Kaiser Josephs Hitze und Frankreichs Despotie beschränkte.

*) Dem Hause Oestreich hat der Türkenkrieg über 130 Millionen Gulden gekostet. Mehr als 130,000 brave Deutsche, Italiener und Ungarn sind in diesem Kriege durch Schwerdt, Hunger und Elend,

er sich selbst mit seinen Prinzen und dem Herzog Carl von Braunschweig in Schlesien an die Spitze eines Heeres von 80,000 Mann, und bewürkte im August 1790 die Reichenbacher Friedenskonvenzion. Durch diese ward Deutschlands Ruhe gesichert; Kaiserlicher Seits das Blutvergießen gehemmt, und Oestreichs weitaussehende Vergrößerung gemäßigt.

Oestreich trat im September 1790 durch einen Waffenstillstand vom Türkischen Kriegsschauplatze zurück; und verwandelte diesen nach Preußens Wunsche den 1sten und 4ten August 1791 in einen wohlthätigen Frieden. Aber Rußland blieb auf dem Kampfplatze, und wollte die Waffen nicht eher niederlegen, bis es den bei Friedrichs Leben unausgeführten Plan vollendet hätte.

Die russische Kaiserin Catharine erneuerte nehmlich nach Friedrichs Tode ihren Vorsatz, mit Josephs Hülfe Beherrscherin eines großen Theils des türkischen Reichs zu werden. Die Türken sahen die nahe Gefahr, und wollten sie abwenden; sie brachen unerwartet los, ehe Rußland völlig gerüstet war; siegten anfänglich, drangen bis Te-

umgekommen; den Niederländern wurde die Rebellion dadurch erleichtert, und das schöne Ungarland so verwüstet, daß es sich erst nach mehrern Jahren von seinen Wunden wieder heilen kann. Oestreichs Völker danken es ihrem Kaiser Leopold, daß er den holden Frieden einem Kriege vorgezogen hat, welcher ihm doch nur einige Meilen mehr wüstes Land hätte erwerben können.

meswar vor, und setzten Wien in Schrecken, wurden jedoch nachher zu Wasser und zu Lande geschlagen. König Friedrich Wilhelm sahe die Gefahr, welche ihm und Deutschlands Freiheit drohete, wenn Rußlands und Oestreichs Obergewalt schrankenlos würde. Er rüstete 1790 sein ganzes Heer, verband sich mit Pohlen, dessen Republik er gern gegen Abtretung von Danzig und Thoren erhalten wollte; und vereinte sich mit England und Holland, um den Frieden zu bewirken. Schon stand ein Theil seines Heeres bereit. Der König selbst, der Herzog Karl und die Prinzen von Braunschweig wollten mit Möllendorf und den von Friedrich gebildeten Kriegern den Russen 1791 zeigen: daß sie noch eben so siegen könnten, als jemals. Aber die russische Kaiserin gab großmüthig den gemilderten Friedensvorschlägen Friedrich Wilhelms, Englands und Hollands eben so Gehör, wie sie ehemals Friedrichs Vorstellungen genehmigt hatte. Sie ließ sich durch ein geringeres Opfer mit den Osmanen aussöhnen, und gab blutenden Völkerschaften den Frieden durch den am 27sten Juli 1791 angebotenen Waffenstillstand wieder. Sie bot den Türken die Rückgabe aller gemachten Eroberungen an, und behielt sich nur die Abtretung des Distrikts von Oczakow, vom Bog bis zum Dniester mit wechselseitigen Schiffahrtsfreiheiten vor.

Gehen wir nun zu den fünf letzten Regierungs-

jahren des jetzigen Königs über, so sehen wir das von Friedrich II. verkündigte Ungewitter des für Frankreich, Deutschland und alle umliegende Nationen so verderblichen Krieges ausbrechen. Friedrich sagte nehmlich in seinen Briefen an d'Alembert und Voltaire das Europa erschütternde, französische Erdbeben prophetisch vorher. Denn sein Adlerblick sahe, daß Aberglaube und Unglaube, übertriebene Despotie und zügelloser Freiheitssinn auf dem Punkte standen, einen blutigen Kampf zu beginnen. Er wußte, daß einige Encyklopädisten, Prinzen und Große die Ohngötterei, philosophische Religionsgleichgültigkeit und eine neue Regierungsverfassung auf den Thron heben, den König von Frankreich vernichten, und einen Staat errichten wollten, in welchem sie das Ruder führten. Er sagte ihnen die daraus erwachsende Verwirrung so vorher, wie wir sie gesehen haben. — — —

Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie Friedrichs II. Regierung auch noch jetzt auf den ganzen Preußischen Staat einen wohlthätigen Einfluß hat.

Mir war es genug, einige Winke zum Hinblicke auf das zu geben, was von dem großen Plane der Vorsehung bereits entwickelt vor uns

liegt; unsre Nachkommen werden ihn weiter entwickelt sehen.

War aber Friedrich gleich nur Werkzeug der Vorsehung, so wird er doch stets ein Gegenstand der Bewunderung und ein Muster aller Fürsten bleiben.

Ver.

Verzeichniß

der im Carl Matzdorffschen Verlage zu Berlin bis jetzt herausgekommenen Schriften des Herrn Consistorialrath Küster.

Küster, C. D. das ruhmwürdige Jugendleben des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bis zum Antritt seiner Regierung, von 1620 bis 1640, mit einem Titelkupfer. 8. 1791. 12 Gr.

Küsters Bruchstück aus seinem Kampagneleben als Staabsfeldprediger im siebenjährigen Kriege. Es enthält besonders die Beschreibung drr Hochkircher Nachtschlacht 1758, mit Kriegsbegebenheiten und Bemerkungen. 2te sehr vermehrte Auflage 791. 12 Gr.

— — Characterzüge des Preuß. Generalieutenants von Saldern, mit praktischen Bemerkungen über seine militairischen Thaten und über sein Privatleben. Mit einem Titelkupfer. 8. 793. 16 Gr.

Küsters Officierlesebuch, historisch=militairischen Inhalts, mit untermischten interessanten Anekdoten. 1ster Theil, mit dem Schauplatze der Kriege Friedrichs II. 8. 793. 18 Gr.

Desselben 2ter Theil, mit der Generalcharte aller Preuß. Länder. 8. 794. 20 Gr.

Desselben 3ter Theil, mit dem Portrait des Feldmarschalls von Möllendorf. 8. 795. 16 Gr.

Desselben 4ter Theil, mit dem Bildnisse des Obristen von Szekely. 8. 796. 20 Gr.

Desselben 5ter Theil. 8. 796. 14 Gr.

Desselben 6ter Theil, mit dem Bildnisse Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürsten von Brandenburg. — Dieser Theil enthält unter andern das äußerst interessante Kampagnejournal des Generals von Blücher während des Feldzugs am Rhein in den Jahren 1793. 94. und 95. 8. 797. 20 Gr.

— — Lebensrettungen Friedrichs II. im siebenjährigen Kriege, und besonders der Hochverrath des Barons von Warkotsch, aus Originalurkunden. 3te sehr vermehrte Auflage, mit dem Portrait Friedrichs II. 8. 797. 18 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küster, Carl Daniel,

Die Lebensrettungen Friedrichs des Zweyten im siebenjährigen Kriege und besonders der Hochverrath des Barons von Warkotsch Mit dem Bildnisse Friedrichs des Zweiten

Berlin 1797

43.1478
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703351-5
VD18 11187085